

1,70 DM / Band 347
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-

NEU



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Satans Mädchenfänger

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Satans Mädchenfänger

John Sinclair Nr. 347

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 26.02.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Satans Mädchenfänger

Er lauerte in einer Welt, die keine Grenzen besaß! Er wohnte im Nichts, dennoch sah er alles! Er kam, wenn er es für richtig hielt, und selbst mächtige Dämonen zitterten vor ihm, wie ein kleines Kind vor dem überstrengen Vater.

Auch Asmodis fürchtete ihn, denn er hatte sich angesagt, um eine Bestandsaufnahme des Schreckens durchzuführen. Sie hatten den Treffpunkt irgendwo zwischen den Welten des Bösen ausgemacht. In einem Gebiet, das nie zuvor von Menschen gesehen worden war und in der Finsternis Schwärzester Magie lag.

Über diese Welt gab es keine Mythen oder Legenden, sie war Wohnort und Treffpunkt furchtbarer Gestalten, und nur die Allerhöchsten der Dämonen wußten von ihr. Satan gehörte dazu!

Der andere hatte ihm geraten, in diese Welt zu kommen, denn dieses Treffen sollte für die weitere Zukunft des dämonischen Seins von entscheidender Bedeutung sein.

Aus diesem Grunde war der Teufel erschienen. In der Schwärze war er eine feurige Insel, eingehüllt in seine kalten, schützenden Höllenflammen. Umgeben von einem Mantel aus geschwärzter Menschenhaut, mit einem verbrannten Gesicht, in dem die Augen gnadenlos und starr blickten und ein Flair besaßen, das aus einer uralten Gruft entstiegen zu sein schien.

In seiner gesamten Stärke präsentierte sich der Höllenherrscher, um dem anderen zu zeigen, daß er auch wer war.

Und so wartete er.

Das kalte Feuer umloderte ihn, warf selbst dunkle Schatten auf die Gestalt des Grauens und strahlte seinen höllischen Atem hinein in die kraterhafte Düsternis.

Das dreieckige Gesicht des Teufels hatte sich zu einem harten Grinsen verzogen. Er besaß eine mächtige Rückendeckung, die ihm auch geblieben war, obwohl er in der letzten Zeit einige Niederlagen hatte einstecken müssen. Aber er gab nicht auf. Der Teufel sah sich immer als Gewinner an, denn seit Beginn der Menschheitsgeschichte hatte man ihn, den Höllenherrscher, nicht ausschalten oder töten können.

Er umschrieb sich selbst mit dem Begriff ewig und hoffte, es auch zu sein.

Aus diesem Grunde fürchtete er sich nicht vor dem Gespräch, obwohl es bestimmt nicht in seinem Sinne laufen würde.

Der andere ließ sich Zeit.

So etwas ärgerte den Teufel. Normalerweise war es so, daß er die Bedingungen stellte. Dann ließ er warten, aber man ließ ihn nicht warten. Unruhig bewegte er sich innerhalb des kalten Feuerstroms.

Der lange Mantel aus verbrannter Haut knisterte, und über die Fratze des Teufels glitt ein unwilliger Ausdruck.

Und doch war der andere in der Nähe!

Der Teufel besaß Instinkt. Seine Sinne glichen Seismographen, die all das aufnahmen, was sich in seiner Umgebung verändert hatte. So eine Veränderung stellte er fest.

Es war vielleicht die Umgebung, die noch mehr an Schwärze gewonnen hatte und ihm wie ein Hauch entgegenwehte, der zunächst nicht ihn, dafür das Höllenfeuer traf.

Die Spitzen der blassen Flammen begannen stärker zu tanzen, und plötzlich fiel ein Teil des Feuers ineinander.

Nur ein sehr Mächtiger war in der Lage, das Feuer der Hölle zu löschen. Mit dieser Tat hatte er dem Satan bewiesen, daß dieser ihm nicht über war, und aus der Finsternis griffen noch schwärzere

Schatten wie lange Finger den Teufel und die Reste des ihn umgebenden Feuers an. Da zischten plötzlich die Flammen, als wären kalte Weihwassertropfen in sie hineingefallen, doch es waren nur die Vorboten des Dämons, die dem Teufel bewiesen, daß er keine Chance hatte.

Asmodis gab ein Geräusch von sich, das an das Zischen eines Kessels erinnerte. Er war wütend, und er war gleichzeitig hilflos, denn er mußte mitansehen, wie sein Unterkörper plötzlich verschwand.

Die unheimlichen Schatten saugten ihn kurzerhand auf…

Zunächst verschwanden die beiden Beine, zu denen auch der Bocksfuß zählte. Dann war die Hüfte weg, und auch der Oberkörper wurde regelrecht verschluckt.

Zurück blieb – das Gesicht!

Eine fürchterliche dreieckige Fratze, neben dem Klumpfuß ein Markenzeichen des Teufels. Ein schauriges Bild hätte sich dem Betrachter geboten.

Nur der Kopf des Satans schwebte inmitten der Unendlichkeit dieser Dimension. Ein winziger Punkt, ein bleiches, dennoch rötlich schimmerndes Etwas. Eine Fratze mit einem weitgeöffneten Maul, der kantigen Nase und den breiten Nüstern, aus denen stinkender Schwefelqualm ringelte.

Widerlich…

Besorgnis stand in den sonst so grauenhaften und kalten Augen.

Der Teufel fühlte sich beengt, eingeschlossen. So reagierte er wie ein Raubtier, das den Käfig verlassen will.

Die Schatten hielten ihn fest.

Feuer sprühte aus den Augen, Blitze zuckten aus seinem Maul, glitten in die absolut schwarzen Schatten hinein, rissen diese auf, doch sofort wuchsen sie wieder zusammen, so daß sie weiterhin die dichte schwarze Wolke bildeten.

Asmodis stellte mit Schrecken fest, daß er gegen die Kraft des anderen nicht ankam.

Der war stärker.

Und er sagte es auch.

Es war eine Stimme, wie man sie kaum beschreiben konnte. So hohl, so unheimlich klingend. Geboren in einer Tiefe, die keine Grenzen kannte. Eine Stimme, die von unbeschreiblichen Welten, einem kaum faßbaren Grauen und Dimensionen erzählte.

So sprach nur einer.

Der Spuk!

***

Plötzlich tauchte der verdammte Sandberg vor meinem Wagen auf.

In der Dunkelheit war er kaum zu erkennen gewesen, zudem stand

die nächste Laterne zu weit entfernt, und ihr bläulich schimmerndes Licht strahlte mehr auf die schlammige Fahrbahn als zu dieser Baustelle hin, die mein Freund Suko und ich anfuhren.

Ich bremste noch, weil Suko schrie.

Einen Moment später waren wir froh, angeschnallt zu sein. Dann hoppelte der Wagen mit dem rechten Vorderrad über den Kantstein, bekam noch einen Schlag, bevor sich die Kühlerschnauze in den Sandberg bohrte. Wir flogen nach vorn, wurden von den Gurten gehalten und kippten wieder zurück.

»Eine Meisterleistung«, kommentierte Suko.

Ich winkte ab. »Wenn du mit deiner Harley über Öl fährst, rutschst du bis in die Hölle.«

»Ich fliege höchstens in den Himmel«, entgegnete Suko. »Was man von dir nicht behaupten kann.«

»Darüber diskutieren wir noch«, erwiderte ich und stieß den Wagenschlag auf.

Ein Lastwagen ratterte über die Straße. Der Windzug zerrte an meinem Jackett. Über London spannte sich ein düsterer Himmel. Dicke Wolkenberge wurden vom Sturm getrieben. Für mich waren es die ersten Anzeichen eines Wetterumschwungs.

In dieser Ecke fing sich der Wind. Und er hatte aus irgendeiner Richtung zahlreiche Blätter auf die Fahrbahn geweht. Als ich gebremst hatte, packten die Reifen nicht mehr. So war es dann zu einer Rutschpartie wie auf Glatteis gekommen.

Unser Ziel, das Hochhaus, stand im Rohbau. Teile des Gerüsts waren noch an der Außenfront vorhanden. Sie reichten allerdings nicht mehr hoch bis zum Dach, sondern nur mehr über die Hälfte der Fläche.

Suko, der neben einer Mischmaschine stehengeblieben war, schaute sich suchend um. Dabei zuckte er die Schultern und murmelte etwas von Reinlegen oder so ähnlich.

»Was hast du denn?«

»Ich suche unseren Informanten.«

»Den kannst du vergessen.«

Das wollte Suko nicht. »Bisher habe ich ihn für zuverlässig gehalten.«

»Nur weil er Chinese ist?«

»Nein, er gehört auch zu meinen Vettern. Du weißt schon, John, daß ich auf der ganzen Welt…«

Ich schlug die Hände vor mein Gesicht. »Nein, nicht schon wieder! Bitte, laß mich mit deinen Vettern in Ruhe!«

»Wie du willst.«

Im Prinzip hatte Suko recht. Er war von einem chinesischen Informanten angerufen worden. Sein angeblicher Vetter hatte ihm mitgeteilt, daß in einem Neubau nahe der Vauxhall Bridge Schwarze Messen gefeiert würden.

Bei Schwarzen Messen wurden wir natürlich hellhörig. Auch da mußte man natürlich unterscheiden. Es gibt völlig harmlose Spinnereien, aber auch Feiern mit echter Teufelsverehrung, und ich wußte schließlich, daß der Satan existierte.

Oft genug hatte ich Asmodis gegenübergestanden. Deshalb reagierte ich auf solche Anrufe stets prompt, auch deshalb, weil mir Suko davon berichtet hatte, daß sein Informant zuverlässig war.

Und jetzt sahen wir ihn nicht. Dabei hatte er versprochen, auf uns zu warten.

Suko kam noch einmal auf ihn zu sprechen. »Ich sage dir, John, wenn Chester Kwan nicht da ist, muß etwas mit ihm geschehen sein. Das kannst du mir glauben.«

»Du rechnest mit seinem Tod?«

Er schaute mich an. Im schlechten Licht der entfernten Straßenbeleuchtung glänzte sein Gesicht seltsam ölig. »Ja, ich rechne mit seinem Tod. So schlimm es sich auch anhört.«

»All right, schauen wir nach.« Ich hatte schon nachgesehen, aber meinen an der Hauswand hochgleitenden Blicken war nichts aufgefallen. Es blieb alles ruhig.

Unheimlich wirkte das Bild schon. Das Haus mit seinen leeren Fensterhöhlen, die auf mich wie Eingänge zu unheimlichen Grüften wirkten. Die angeblichen Schwarzen Messen sollten immer nur einmal in der Woche stattfinden, und die Gruppe, die dazu zählte, suchte sich jedesmal ein anderes Haus aus, damit man ihr nicht so schnell auf die Schliche kommen konnte. Wie Sukos Informant dies trotzdem geschafft hatte, war mir ein Rätsel.

Mein Freund ließ sich von einer Suche außerhalb des Gebäudes nicht abbringen. Ich blieb zurück und ließ ihn allein gehen.

Es war still in der unmittelbaren Umgebung des Hauses. Auch der Verkehr auf der Straße war abgeflaut. Weiter entfernt schimmerten die Lichter der Vauxhall Bridge. Wenn Autos über die Fahrbahn glitten, hatte ich das Gefühl, vorbeihuschende Sternschnuppen zu sehen.

Suko kam zurück. Seinem Gesicht sah ich an, daß er nichts entdeckt hatte.

»Negativ?«

»Ja.«

»Dein Chester hat sich aus dem Staub gemacht.«

Mein Freund reagierte unwillig. »Erstens ist er nicht mein Chester, und zweitens…« Er winkte ab. »Lassen wir das. Einen Ungläubigen kann man eben nicht überzeugen.«

Ich deutete auf den Eingang. »Wollen wir uns das Häuschen nicht mal von innen anschauen?«

»Natürlich.« Suko war nicht so recht bei der Sache, das merkte ich

ihm an. Er dachte zu sehr an Chester Kwan und dessen Verschwinden. Auch ich wurde allmählich mißtrauisch. Wenn Suko so reagierte, mußte etwas an dem Fall dran sein.

Das Haus hatte uns geschluckt.

Dunkelheit, der Geruch nach Beton und noch nassem Kalkanstrich empfing uns. Geradeaus sahen wir eine dunkle Höhle. Es war einer der beiden leeren Fahrstuhlschächte. Man hatte noch keine elektrischen Leitungen verlegt, und ein Geländer existierte ebenfalls nicht.

Dafür die Treppen.

Schwebend, aus Beton gegossen, zogen sie sich wie ein Zickzack-Mosaik in die Höhe. Wahrscheinlich schon bis zum Dach. Suko und ich hatten unsere starken Taschenlampen hervorgeholt. Wir leuchteten den Treppenschacht hoch. Irgendwann in den nächsten Etagen verlor sich der Lampenschein in der Finsternis.

Man sagt, daß alte Bauten, Häuser oder Keller unheimlich wirken.

Auch dieser Neubau machte auf mich einen unheimlichen Eindruck.

Er war so kalt, so tot, so leer.

»Gehen wir in den Keller!«

Das hatte ich auch vorschlagen wollen, Suko war mir zuvorgekommen. Er schritt auch als erster die geländerlose Treppe hinab.

Rechts, wo später mal der Handlauf angebracht werden würde, schauten wir in den Kellervorraum, wo Sand, Zement und einige Holzbalken lagen, die zur Verschalung verwendet wurden.

Taubeneigroßer Mörtel bedeckte die grauen Stufen, die wir hinabschritten. Er zerknirschte unter unseren Schuhsohlen. Ein breiter Durchlaß öffnete sich nach der Treppe.

Suko leuchtete hinein.

Der Strahl verlor sich in einer unheimlich und kalt wirkenden Leere des Kellerflurs.

Hier war also auch nichts zu finden. Wenigstens nichts von den Teufelanbetern, die angeblich in dieser Nacht ihre Schwarze Messe feiern sollten.

Suko hatte noch immer einen kleinen Vorsprung, tauchte als erster in die Dunkelheit und blieb schon nach wenigen Schritten stehen, wobei er den Lichtkegel seiner Lampe mit der Hand abdeckte.

»Was ist los?« flüsterte ich hinter ihm.

»Zwei Dinge«, erklärte er und deutete zu Boden. »Da, schau dir die Abdrücke an.«

Ich blickte hin und mußte zugeben, daß sich mein Freund nicht getäuscht hatte. Tatsächlich sah ich die Abdrücke von Schuhen auf dem Boden. Ziemlich deutlich sogar hoben sie sich von der dünnen Staubschicht ab.

»Hier muß vor kurzem noch jemand hergegangen sein«, bemerkte

mein Freund.

»Wahrscheinlich dein Informant.«

Suko hob die Schultern. Ich wurde ebenso vorsichtig wie er, als wir weiterschritten und dabei den Lichtfinger der Lampe durch unsere Handflächen filterten.

Wir leuchteten auch nach rechts und links. Durch die Spalte zwischen den Fingern drang das Licht gitterartig und malte auch zerfasernde Streifen an die kahlen Wände.

Die einzelnen Keller waren in Fertigbauweise errichtet worden und sahen aus wie Kästen, die man nebeneinandergestellt hatte. In jeden Keller leuchteten wir hinein.

Die meisten waren leer.

In einigen fanden wir Bauschutt, verdreckte Schaufeln und Schubkarren. Wir waren den Gang fast bis zum Ende durchgegangen, als wir es schon rochen.

Eine Alkoholfahne wehte uns entgegen. Sie drang aus der rechten Seite, und wir leuchteten in den entsprechenden Keller hinein, wo eine Gestalt verkrümmt und eingehüllt in einen staubigen alten Mantel am Boden lag. Die Alkoholfahne stammte von einer Lache, neben der der Schläfer lag. Sein wichtigstes Nahrungsmittel, die Ginflasche, war umgekippt und hatte ihren Restinhalt auf den Boden ergossen.

Der Mann wurde auch nicht wach, als ihn zwei Scheinwerferstrahlen trafen.

»Ob der was von Chester gesehen hat?« fragte Suko.

Ich schüttelte den Kopf. »Der ist voll bis zur Unterkante Oberlippe. Ich glaube nicht, daß wir bei ihm etwas erreichen.«

Suko gab nicht auf. »Ich versuche es trotzdem.« Er bückte sich, umfaßte die rechte Schulter des Mannes und rüttelte ihn durch. Ein paarmal mußte mein Freund schon kräftig schütteln, bevor sich der Schläfer überhaupt regte. Dann wälzte er sich auf den Rücken, wobei eine Wolke aus grauem Staub in die Höhe quoll, sich verteilte und auch uns zum Niesen reizte.

»He, ihr Säcke!« grunzte er. »Kann ich nicht mal schlafen? Geht doch auch ins Bett, Bullen!«

Suko leuchtete ihn direkt an. Eine Seite seines bärtigen Gesichts war grau vom Mörtelstaub. Das Zeug hatte sich auch in seinem wuchernden Bart festgesetzt.

»Hör zu, Bruder, nur eine kurze Frage«, sagte Suko. »Okay?«

»Ja…«

»Bist du allein hier?«

Er lachte. »Klar, ‘ne Nutte kann ich mir nicht leisten, aber wenn du mir was gibst, sieht das schon anders aus.«

»Später vielleicht. Erst will ich wissen, ob du in den vergangenen

Stunden hier jemanden gesehen hast.«

Sukos Antwort hatte dem Penner Hoffnung gemacht. Er dachte sogar nach und schabte über sein Kinn. »Tut mir leid, wirklich, aber ich habe nichts gesehen. Ich kam schon sprittig hier an und war froh, mich aufs Ohr hauen zu können.«

»Also hast du keinen gesehen?«

»Nein, nicht mal ‘ne Ratte. Und jetzt laßt mich endlich pennen, die Nacht ist noch verdammt lang. Morgen habe ich zudem einen harten Tag vor mir. Kapiert?«

»Klar doch, Bruder, schlaf weiter.«

»Ihr könnt mich mal…« Das letzte Wort ging in einem Gemurmel unter, dem ein Schnarchen folgte.

Ich schaute Suko an. »Suchen wir weiter?«

»Klar, wir haben den Keller noch nicht durch.«

»Die Spuren können auch von dem Penner stammen«, erklärte ich.

»Müssen aber nicht. Zudem waren sie zu frisch. Der liegt doch schon länger hier.«

Suko war einfach nicht zu überzeugen. Zusammen mit ihm untersuchte ich das letzte Drittel des Kellers. Es gab zum Glück keinerlei Quergänge oder abzweigende Stollen, so daß sich unsere Suche relativ einfach gestaltete.

Am Ende des Ganges erreichte wir dann einen größeren Raum.

Wir leuchteten hinein und sahen im Schein der Lampen drei gleichhohe Sockel. Dort wurden irgendwann einmal Waschmaschinen aufgestellt, demnach befanden wir uns im Waschraum.

Suko leuchtete nach rechts.

Ich wollte in die andere Richtung strahlen, als ich Sukos Fluch vernahm. »Verdammt, das ist er!«

Jetzt schaute ich ebenfalls hin, und meine Kehle wurde eng. Sie hatten es brutal gemacht, wer immer die Killer des Chester Kwan gewesen waren. Auf einer Doppelleiter hatten man ihn festgeschnallt. Ob vor oder nach seinem Tod, das war nicht festzustellen, jedenfalls war er auf grausame Art und Weise ums Leben gebracht worden…

***

Und so etwas taten Satansdiener, denen ein menschliches Leben nichts wert war, weil sie allein für den Teufel und dessen brutale Machenschaften existierten.

Sie wollten das Böse auf die Erde holen und bewiesen durch ihre Taten, daß sie bereit waren, es zu empfangen.

Ich hatte mich abgewendet und hörte Suko, der näher an die Leiche herangegangen war, schwer atmen.

In den letzten Minuten hatte ich auch damit gerechnet, eine Leiche zu finden. Daß man diesen Mann jedoch auf so schreckliche Art und

Weise ums Leben gebracht hatte, schockte mich stark. Und es machte mir klar, daß wir es mit Gegnern zu tun hatten, die keinerlei Rücksicht auf irgendwelche Gesetze nahmen.

Ich hatte kaum bemerkt, daß ich im Gang stand, mich da an die Wand lehnte und tief durchatmete. Erst als ich Sukos Schritte hörte, drehte ich mich wieder um.

»Glaubst du mir nun?« fragte mein Freund.

»Ja.«

In den nächsten Sekunden schwiegen wir, bis ich den Inspektor fragte: »Sag mal, Suko, hat dein Informant nichts weiter erzählt, außer daß hier Schwarze Messen stattfinden?«

»Nein.«

»Auch nicht, wie er an die Information gekommen ist?«

»Ebenfalls nicht.«

»Das ist seltsam.«

Suko schlug mir auf die Schulter. »Okay, John, den Toten haben wir. Fehlt uns nur mehr die Schwarze Messe.«

Das war gut gesagt. Leider deutete in diesem Haus nichts darauf hin, daß eine Schwarze Messe gefeiert wurde. Es lag auf der Hand.

Wahrscheinlich hatte Chester Kwan die Leute bei ihren Vorbereitungen überrascht, war umgebracht worden, und die Täter hatten sich nach dieser Tat zurückgezogen, um ihre schreckliche Feier woanders fortsetzen zu können.

Auf meiner Zunge schmeckte ich den Staub. Im Rachen ebenfalls, so daß ich husten mußte. Es gibt gewisse Regeln, die auch wir einhalten müssen. Die Mordkommission sollte sich mit dem Toten beschäftigen und ihn abholen.

Als ich tiefer in den Gang hineinschritt, hatte ich noch immer das schreckliche Bild vor Augen. Mir war auch klargeworden, daß wir es hier mit keinen Spinnern zu tun hatten. Die Täter gehörten zu der echten Gruppe der Satansanbeter, zu der schlimmsten, die man sich überhaupt vorstellen konnte. Das war Grauen hoch drei.

Ich zündete mir noch eine Zigarette an. Der Rauch kratzte im Hals, so daß ich das Stäbchen nach zwei Zügen wegwarf. Suko und ich waren in der Dunkelheit des kahlen Flurs stehengeblieben. Den Ausgang sahen wir als gezeichnetes Rechteck, dahinter schimmerte der Sandhügel, gegen den ich meinen Bentley gelenkt hatte.

»Willst du das Haus trotzdem durchsuchen?« fragte mich Suko.

»Hat es Sinn?«

Suko schaute gegen meine gerunzelte Stirn. »Ich glaube nicht. Die werden sich verzogen haben. Es ist gefährlich für sie, wenn sie überrascht werden. So einsam liegt dieses Gebäude auch wieder nicht.«

»Eben.« Ich deutete nach vorn. »Komm, wir werden vom Wagen aus

die Mordkommission anrufen.«

Damit war auch Suko einverstanden.

Als wir das Haus verließen, wehte uns ein Windstoß Sand ins Gesicht. Irgendwo in der Ferne hupte ein Wagen. Über der Vauxhall Bridge lag ein feiner Lichtschleier während es um das Haus herum ziemlich dunkel war und nur der bläulich schimmernde Laternenschein ein wenig Helligkeit gab.

Ich ging zum Bentley, hielt den Wagenschlüssel schon in der Hand und schloß zuerst die Beifahrertür auf. Der Gang zur Fahrertür um die Kühlerschnauze herum war reine Routine. Dabei warf ich noch einen letzten Blick auf das Haus und auch an dessen Fassade hoch.

Ich hatte es nicht bewußt getan, entdeckte aber dabei den blauroten Schein.

Nicht hinter den Fensterhöhlen, sondern weit oben.

Direkt auf dem Dach!

Meine Haltung versteifte sich. Das merkte Suko und fragte, was los war.

»Schau aufs Dach!«

Er drehte sich und legte den Kopf in den Nacken. »Verdammt, das ist doch ein Feuer.«

»Genau!«

»Also doch!« sagte er, zog die Tür auf, verriegelte sie und hämmerte sie wieder zu.

Für uns ein Startzeichen. Jetzt würden wir uns das Gebäude doch genauer anschauen…

***

Es gab wenige Dämonen, vor denen sich Asmodis fürchtete. Der Spuk gehörte jedoch dazu. Er war ein Wesen und trotzdem keine Gestalt, man konnte ihn als gestaltlos bezeichnen, denn er zeigte sich als Schatten. Ob zwei- oder dreidimensional, das spielte keine Rolle. Meßbar mit irdischen Maßstäben war dieser Dämon nicht. Er kannte keine Hindernisse, glitt lautlos in jeden Winkel, in jede Ecke hinein und legte Entfernungen durch Dimensionssprünge zurück.

Der Spuk regierte das Reich der Schatten. Dort hielt er die Seelen der getöteten Dämonen fest und ließ sie nicht mehr los. Eine Ausnahme hatte er damals bei Dr. Tod gemacht, aber das war ebenfalls längst Vergangenheit, denn der existierte nicht mehr.

Wie sein Reich aussah, wußte niemand. Es besaß keine Grenzen, denn es konnte sich ausdehnen oder zusammenziehen. Es konnte nach menschlichen Vorstellungen geschaffen werden oder sich einfach verändern, aber auch nur ein Schatten sein, und daran glaubte der Teufel.

Für ihn bildeten der Spuk und sein Reich eine Einheit. Der Spuk war

das Reich, er schluckte die gefangenen Seelen, und möglicherweise gaben sie ihm Kraft.

Im Augenblick hatte er sich so verändert, daß er den Teufel umgab, ihn praktisch bis auf den Schädel geschluckt hatte, so daß diese häßliche Dreieck-Fratze aus dem noch schwärzeren Schatten hervorschaute. Der Satan konnte sich nicht bewegen, denn die Gestalt des Spuks besaß die Wirkung einer Klammer.

Asmodis klemmte tatsächlich fest!

Er wußte das, und er wußte auch, daß er sich in die Rolle des Verlierers gedrängt sah, denn der Spuk befand sich auf der Siegerstraße.

Das erklärte er dem Teufel.

»Du wirst einsehen müssen, daß du nicht so stark bist, Asmodis!«

Dumpf drang es aus der Schattenwolke hervor. »Ich habe dich überwältigt, und ich werde dafür sorgen, daß man dir die Grenzen zeigt. Lange genug habe ich im Hintergrund gelauert und nur mehr abgewartet. Ich hatte Geduld mit dir, aber du hast es nicht geschafft. Du bist einfach nicht in der Lage, deine Pläne durchzuführen. Und so etwas verzeihe ich dir nie, Asmodis. Ich hätte nie gedacht, daß ein Schwächling die Hölle regiert!«

Es waren harte Worte, mit denen der Spuk seine Abrechnung begann. Das spürte auch Asmodis, aber er wollte es nicht wahrhaben.

Er war ein Dämon, der unwidersprochen nichts hinnahm, deshalb setzte er auch trotz seiner prekären Lage zu einer Widerrede an.

Sein Gesicht wurde dabei noch verzerrter. »Was willst du überhaupt?« giftete er. »Laß mich in Ruhe! Ich habe dir nichts getan. Ich habe hier gelebt, ich habe regiert, und man hat es nicht geschafft, mich von meinem Thron zu stoßen.«

Aus der schwarzen Wolke drang das schaurige Lachen wie ein finsterer Trompetenstoß. »Es stimmt, was du da gesagt hast. Es stimmt tatsächlich. Man hat dich nicht vernichtet, aber du hast es auch nicht geschafft, dich gegen deine Feinde durchzusetzen. Sie haben dir immer mehr Macht abgenommen, und die Verbündeten, auf die du gesetzt hast, hast du verloren. Daran solltest du denken, Asmodis. Wie war es denn damals, als Mandraka, der Schwarzblut-Vampir, dein Blut trinken wollte?«

»Er hat es nicht geschlürft!« keuchte der Teufel.

»Das stimmt. Nur aus eigener Kraft konntest du ihn auch nicht besiegen. Und wie hast du auf Wikka, die Oberhexe, gesetzt? Hast sie als deine große Dienerin bezeichnet? Sie war die Königin der Hexen. Sämtliche Hexenweiber sollten ihr Untertan sein. Was ist geschehen? Nichts. Wikka hat sich zwar Jane Collins geholt und sie für einige Zeit auf ihre Seite ziehen können, doch sie selbst ist vernichtet worden. In einer feurigen Schlinge hat sie ihre Existenz ausgehaucht. Da war

Arkonada stärker gewesen, und selbst Jane Collins gehorcht dir nicht mehr. Erinnere dich an deinen Diener, der Jane das Herz aus dem Leib schnitt. Selbst da war sie nicht zu töten gewesen, weil es den Würfel des Unheils gibt, der sich nun in ihrer Hand befindet und nicht in deiner.«

»Ich hole ihn mir zurück!« brüllte Asmodis dazwischen.

Der Spuk lachte nur. »Wie denn? Wie willst du das schaffen? Hast du nicht schon eine große Niederlage erlitten, als John Sinclair sein Blut verlieren sollte? Wie war es denn in der Dimension des Gläsernen gewesen, wo Sinclair gefangen war? Nichts hast du erreicht. Er und seine Freunde waren wieder einmal stärker gewesen.«

Asmodis wußte nicht, wie er sich noch verteidigen sollte. Deshalb sagte er: »Fast hätte ich es geschafft. Selten war der Geisterjäger so nahe an einer Vernichtung gewesen.«

»Das stimmt, aber er lebt, denn man hat ihn gerettet. Anderes Blut befindet sich in seinem Körper. Kein schwarzmagisches, wie ich es gern gehabt hätte. Und wenn du ihn schon nicht schaffen kannst, wie willst du dann die Großen Alten besiegen?«

»Sie kommen auch noch an die Reihe!«

Der Spuk wollte sich köstlich amüsieren. Schattenfäden glitten aus der schwarzen Wolke und umtanzten den dreieckigen Schädel des Dämons.

»Es ist lächerlich, Asmodis. Deine Antwort ist einfach lächerlich. Du bist hier der Verlierer und willst es nicht wahrhaben. Die Zeichen stehen auf Sturm. Ich habe erkannt, daß die Großen Alten zu einem gefährlichen Angriff ansetzen werden, und dieser Angriff wird nicht John Sinclair treffen, erst wollen sie mit einem anderen Wesen aufräumen, das versucht hat, ihnen den Platz streitig zu machen. Kannst du dir denken, wer das ist?«

»Meinst du mich?«

»Wen sonst, du Ignorant?«

Der Teufel lachte. Er hatte dabei sein Maul weit aufgerissen, so daß Schwefeldämpfe über seine Lippen drangen und sich auf der Schattenwolke ausbreiteten. »Ich glaube nicht, daß sie es schaffen werden. Sie haben es schon zu lange versucht. Eher wird es umgekehrt sein.«

»Was meinst du damit?«

»Ich stoße sie zurück!«

Nach dieser Antwort erlebte der Teufel zum erstenmal, wie sehr sich der Spuk amüsierte. Sein grausames Lachen schien die Dimensionen sprengen zu wollen. Es hallte hinein in die Unendlichkeit und verklang erst nach langer Zeit.

»Du und die Großen Alten besiegen? Nein, Asmodis, sie werden dich vernichten, daran kannst du nichts ändern.«

»Das steht nicht fest!«

»Doch, es steht fest. Auch wenn sie dich vielleicht nicht töten, wird es um so schlimmer für dich werden, denn dann wirst du deine Niederlage spüren. Du wirst merken, wie wenig Macht du noch besitzt, und du mußt das Regieren des Bösen den anderen überlassen. Alles, auf das du so stolz gewesen bist, vergeht.«

Asmodis hatte den ersten Schock überwunden. Auch die erste Wut war verraucht. Deshalb wollte er wissen, um was es dem Spuk eigentlich ging. »Was willst du von mir? Rede endlich. Du bist nicht gekommen, um mir so etwas zu sagen.«

»Eigentlich schon. Es ist für mich eine Zeit der Abrechnung. Mit dir beginnt sie…«

»Dann bist du um keinen Deut besser als die Großen Alten!«

Die Wolke bewegte sich. Sie zerfaserte an den Rändern, um sich im nächsten Augenblick wieder zu verdichten. »Ich könnte dich vernichten. Ich brauchte die Schatten nur noch mehr zu konzentrieren. Dann würdest du ebenfalls zu einem Schatten, aber das will ich nicht, Asmodis. Ich habe meine bestimmten Vorstellungen von einem Kampf oder einer Auseinandersetzung. Ich möchte nur, daß du nicht ungewarnt bist, wenn es die Großen Alten versuchen, und ich wollte dir beweisen, wie unzulänglich du bist. Du hast keine Waffen, um sie zu töten, und der Würfel, das Orakel von Atlantis, sowie die Totenmaske befinden sich in den Händen deiner Gegner, zu denen du auch Jane Collins zählen mußt.«

»Ich bekomme den Würfel!«

»Nein!« Der Spuk amüsierte sich. »Wie willst du das Kloster stürmen? Das gelingt dir nicht. Es ist ein Hort des Guten, du kannst die Mauern nicht überwinden. Sollte es dir wider Erwarten tatsächlich gelingen, was ich nicht glaube, wirst du nie in der Lage sein, den Würfel behalten zu können, weil ich ihn haben will. Der Würfel gehört mir. Ich habe mich darauf konzentriert, ihn zu bekommen!«

»Dann hole ihn doch!«

»Noch nicht. Erst wenn ich ihn brauche, werde ich an Jane Collins herantreten!«

Asmodis begann bellend zu lachen. »Das ist eine Ausrede. Auch du bist nicht mächtig genug, um die Mauern des Klosters zu überwinden.« Er wollte etwas hinzufügen, verschluckte die Worte, da es keinen Sinn hatte, den Spuk zu reizen. Außerdem war es für seine Pläne besser, wenn Jane Collins den Würfel besaß, nicht der Spuk.

Sie war schließlich nicht so mächtig wie dieser gestaltlose Dämon, der, wenn sich der Quader in seinem Besitz befand, großes Unheil anrichten konnte.

Da überließ er ihn lieber Jane Collins. Sie lag im Kloster und würde sich hüten, diese magische Waffe einzusetzen. Es sei denn, sie wurde

von anderen dazu aufgefordert. Zudem garantierte der Würfel ihr Leben. Jane Collins, die Frau ohne Herz, konnte nicht existieren, wenn sich der Würfel nicht mehr in ihrem Besitz befand.

Auch der Geisterjäger John Sinclair würde die Waffe nicht an sich nehmen. Trotz allem, was zuvor geschehen war, hing er noch immer an der ehemaligen Hexe.

Da Asmodis schwieg, sprach der Spuk weiter. »Deine Chancen stehen schlecht, nicht wahr?«

»Nein, ich rechne mir noch immer etwas aus.«

»Ohne Hilfe?«

»Hinter mir stehen Legionen von Höllenscharen. Ich kann Armeen des Schreckens auf die Beine stellen, wenn ich will…«

»Die mit einem Schlag von den Großen Alten vernichtet werden können«, erklärte der Spuk.

»Das werde ich darauf ankommen lassen!«

»Wie dem auch sei«, drang es aus der Wolke. »Ich sehe deine Chancen, und ich wollte dich auch nur gewarnt haben, mein Lieber.«

»Mehr nicht?«

»Nein, auch nicht weniger. Ich weiß, daß du und die Großen Alten irgendwann in naher Zukunft aufeinandertreffen, und ich möchte erfahren, wie du es anstellen wirst, sie zu besiegen.«

»Meine Pläne werde ich dir nicht verraten.«

»Schade, es wäre besser.«

»Wie käme ich dazu?«

»Ich könnte dir zum Beispiel helfen.«

»Du?«

»Ja, ich.«

»Welches Interesse solltest du daran haben, mir zu helfen, Spuk? Du willst den Würfel, du willst alles, und deine Macht soll noch größer werden, als sie es ohnehin schon ist. Nein, Spuk, ich pfeife auf einen Pakt mit dir. Ich habe meine Vorbereitungen getroffen und bin dabei, die Magien, die von Anbeginn der Zeiten bestanden haben, wieder aus den Tiefen des Vergessens hervorzuholen. Kein Schleier soll sie mehr bedecken. Die Macht haben nicht die Großen Alten, auch du nicht, Spuk, ich werde sie besitzen, denn ich bin es, den die Menschen fürchten. Mein Schrecken, den ich verbreite, hat die Zeiten überdauert. Die Menschen kennen und fürchten mich. Sie hassen mich auch, sie wollen mich nicht mehr, und dennoch brauchen sie mich. Denn sie verbinden mit mir den Begriff Hölle. Verstehst du, es gibt das Gute, es gibt das Böse. Das eine kann ohne das andere nicht existieren. Die Menschheit hat sich den Begriff Hölle aufgebaut. Hölle, das bedeutete Feuer, ewige Verdammnis, Grauen, Entsetzen und Angst. Die Menschheit braucht etwas, vor dem sie sich fürchtet. Kein Leben ohne Druck, ohne Strafandrohung, sonst würde das gesamte Gefüge

zusammenbrechen. Ich bin da, ich werde sein, man kann mich bekämpfen, das gebe ich zu, aber man kann mir nur Teilniederlagen beibringen, zu vernichten bin ich nicht. Auch die Großen Alten werden es nicht schaffen. Vielleicht können sie oder kannst du meinen Körper zerstören, aber der Geist wird bleiben. Der Geist ist böse, und er hat seinen Platz ebenso wie das Gegenteil davon. Hast du das alles begriffen, Spuk?«

»Natürlich.«

»Dann weißt du auch, wo ich stehe!«

Aus der Schattenwolke drang ein finsteres Geräusch. Asmodis wußte nicht, wie er es einordnen sollte. Deshalb blieb er stumm und wartete vorerst ab. Nach einer Weile schließlich hielt er es nicht mehr aus. »Hast du dich entschieden?« fragte er.

»Ja.«

»Und?«

»Ich habe mir deine Worte genau gemerkt, und bin zu der Überzeugung gelangt, daß du auch durch die Niederlagen nichts dazugelernt hast. Deshalb kann ich dir nicht helfen.«

»Was soll das heißen?«

»Da du nicht auf meiner Seite stehst, bist du mein Gegner. Du hast nicht allein die Großen Alten, sondern auch mich zum Feind. Sollte dir das nicht zu denken geben?«

»Darüber kann ich nur lachen!«

»Vielleicht jetzt, aber nicht, wenn du erst meine Macht gespürt hast, die deine in den Schatten stellt. Du darfst keine Kraft mehr besitzen. Ich bin der Spuk, ich bin der Schatten, und mir allein gelingt es, dir die Kraft aus deiner Gestalt zu saugen. Ich will etwas Einmaliges probieren. Deinen Körper möchte ich behalten, doch die Kraft soll dir genommen werden. So wie Mandraka dir das schwarzmagische Blut aus den Adern saugen wollte, werde ich die Kraft aus deinem Körper nehmen. Ich bin eine eigene Welt. In mir sind die Seelen der getöteten Dämonen gefangen. Es gibt zahlreiche Jenseitsreiche, viele Zwischendimensionen. Ich bin eine von ihnen, vielleicht sogar die gefährlichste, denn in mir ist das Böse konzentriert. Die Körper der Dämonen leben nicht mehr, aber ihr Geist existiert, und er vereinigt sich in mir zu einem nicht faßbaren Schatten. Für mich gibt es keine Hindernisse. Ich kann berührt, aber doch nicht angefaßt werden. Meine Kraft nimmt zu, je mehr Seelen ich bekomme. Und das, Asmodis, wird auch dir zum Verhängnis werden. Du wolltest nicht so, wie ich. Deshalb muß ich annehmen, daß du nicht auf meiner Seite stehst. Aus diesem Grunde wirst du deine eigene Vernichtung miterleben. Hier in der Unendlichkeit, wo ich mich wohlfühle, soll etwas geschehen, das für die Zukunft der schwarzmagischen Reiche von ungeheurer Tragweite sein wird. Nicht die Vernichtung des

Satans, sondern die völlige Entkräftung. Und ich allein werde mich den Großen Alten stellen, zusätzlich mit der Kraft des Höllenfürsten, die in mir steckt.«

Asmodis hatte dem mächtigen Dämon zugehört. Er wußte, daß keines der Worte gelogen war. Der Spuk besaß die ungeheure Kraft und auch den Willen, das zu tun, was er sich vorgenommen hatte.

»Und noch etwas, Asmodis. Ich besitze den Trank des Vergessens. Ich will den Würfel bekommen, und ich will auch die Totenmaske aus Atlantis. Beides ist so mächtig, und alle drei Dinge zusammen machen mich praktisch unbesiegbar.«

»Noch hast du mich nicht!« Asmodis war jemand, der widersprach, weil er nicht anders konnte, aber der Spuk hatte für ihn nur mehr ein schäbiges Lachen übrig.

Dann setzte er sein Vorhaben in die Tat um.

Und Asmodis, der neue Pläne geschmiedet hatte, um den Verlauf der Dinge zu seinen Gunsten drehen zu können, litt im wahrsten Sinne des Wortes Höllenqualen…

***

Ich wünsche es keinem, in einem zwölfstöckigen Bau die Treppen hochzusteigen. Es ist eine Quälerei, zudem befand sich kein Geländer in der Nähe, an dem wir uns abstützen konnten. Auch wollten wir auf Nummer Sicher gehen und hatten beide unsere Lampen gelöscht. Der andere Lichtschein hatte uns den Standort eines möglichen Gegners verraten, das gleiche Risiko wollten wir nicht eingehen.

Suko und ich versuchten, bei unserem Lauf so wenig Geräusche wie möglich zu machen. Das fiel uns sehr schwer, denn es gab keine freie Stufe. Auf jeder lagen irgendwelche Hindernisse. Mörtel, Betonstaub und manchmal sogar kantige, abgebrochene Steine.

Auch ließ es sich nicht vermeiden, daß wir mit den Schuhspitzen gegen die Hindernisse stießen, so daß die Steine über die seitlichen Kanten der Stufen rollten und nach unten in die Tiefe fielen.

Wir hielten uns nahe der Wand. In der Luft schwebte Staub, der nicht nur auf unseren Gesichtern lag, sondern auch durch die Nasenlöcher drang und die Schleimhäute heftig reizte.

Im zehnten Stock konnte ich es nicht mehr aushalten. In meinen Augen brannte es schon, der Kopf schien zerspringen zu wollen, ich mußte einfach niesen, ob ich wollte oder nicht.

Zum Glück explodierte ich nicht voll und hielt das Geräusch in Grenzen. Dennoch traf mich Sukos vorwurfsvoller Blick.

Die letzten beiden Etagen lagen vor uns. Obwohl durchtrainiert, waren wir keine Supermänner und ziemlich außer Atem. Eine kleine Pause legten wir ein, bevor wir den letzten Rest der Strecke in Angriff nahmen.

Die Treppe zog sich an der Rückseite des Hauses in die Höhe. In jeder Etage begann dort, wo die Stufen endeten, ein Gang. Wir leuchteten stets hinein.

Menschen entdeckten wir nicht. Nur Staub und Dreck sowie die offenen Rechtecke der Wohnungstüren.

Auch vernahmen wir kein Geräusch, außer dem Jaulen des Windes. Er fuhr wie mit gierigen Armen in die Fensterhöhlen hinein, drang in den Flur und wirbelte dort den Staub in die Höhe, den er wolkenartig durch das große Treppenhaus schleuderte.

Manchmal war uns die Sicht so verdeckt wie im dicken Nebel.

Endlich erreichten wir die letzte Etage. Darüber lag nur mehr das Dach, wo sich der Schein ausbreiten mußte, den wir unten stehend entdeckt hatten.

Es war nicht zu erkennen, ob das Feuer noch brannte, noch nahm uns die Decke die Sicht.

Mir war allerdings bekannt, daß jedes Haus dicht unter dem Dach einen Ausstieg besaß, um auf das Dach gelangen zu können. So eine Tür mußten wir finden.

Deshalb tauchten wir in den letzten Flur. Natürlich hatten wir auch nach Spuren gesucht, welche gefunden, und auch in diesem Flur sahen wir die Abdrücke der Füße.

Die spitzere Vorderseite der Fußspuren wies in den Flur hinein, demnach mußte sich auch dort irgendwo im Dunkel versteckt eine Tür befinden, die den Weg zum Dach markierte.

Wir bemühten uns, besonders leise zu sein, und Suko entdeckte den Ausgang als erster.

Es handelte sich um eine eiserne Bautür. Sie reichte nicht ganz bis zum Boden. Zwischen Grund und Ritze befand sich ein fußhoher Spalt, durch den es heftig zog.

Wahrscheinlich waren auf dem Dach noch nicht alle Anlagen fest installiert worden, so glaubte ich nicht daran, die Energieversorger zu finden, so daß das Dach frei vor unseren Blicken liegen würde.

Zudem endeten die Spuren vor der Tür. Wir rechneten beide nicht damit, daß sie abgeschlossen war, und als Suko die quietschende Klinke nach unten drückte, verzog ich mein Gesicht.

Unsere Waffen hatten wir noch nicht gezogen und bekamen, als die Tür offen war, den ersten Schlag.

Es war ein mächtiger Windstoß, der über uns durch ein großes offenes Rechteck wehte und sogar die Aluleiter vor unserer Tür zittern ließ.

Suko hatte Mühe, die Tür wieder zu schließen, weil ihm der Wind sie aus der Hand reißen wollte.

Nicht nur Wind fuhr durch das offene Recht, auch der Schein eines blaugelben Feuers, der bleich und gespenstisch die Wände berührte

und auch unsere Gesichter nicht ausließ.

Ich bedachte Suko mit einem langen Blick, wobei mein Partner wohl das gleiche dachte.

Glück gehabt!

Suko stand näher an der Leiter. Er machte den Anfang und stieg in die Höhe. Ich hielt mich noch am Fuß der provisorischen Treppe auf, hatte meine Waffe gezogen, schaute an Suko vorbei nach oben und gab meinem Freund somit die nötige Rückendeckung.

Er war sehr vorsichtig. Mit dem Kopf zuerst erreichte er den Rand der Luke. Suko schob sich langsam höher und peilte auf das Dach.

Mir riß der Wind die Haare in die Höhe. Auch Suko wurde davon nicht verschont, ich sah, wie er über seine Augen wischte, denn Staub und Dreck bildeten ebenfalls lange Fahnen, die nicht allein über das Dach, sondern auch gegen Suko und gleichzeitig durch die Luke trieben.

Ich war neugierig und fragte zischend gegen den Wind: »Siehst du etwas?«

»Verdammt, John, das ist…« Er drehte kurz den Kopf und schüttelte ihn, als er mich anschaute.

»Was denn?«

»Unwahrscheinlich. Das mußt du selbst sehen!«

Bevor ich eine weitere Frage stellen konnte, war Suko schon auf das Dach geklettert. Anscheinend drohte ihm trotz seiner Entdeckung keine unmittelbare Gefahr, so daß auch ich es riskierte, die ersten Sprossen berührte und gegen den steifen Wind nach oben lief.

Suko hatte Platz geschaffen. Ich stieg aber nicht sofort auf das Dach, sondern schaute erst über die Lücke.

Wilde, quirlende Staubfahnen verdeckten mir für einen Moment die Sicht. Nach einigen Sekunden war es besser, so daß ich etwas erkennen konnte. Suko war zur rechten Seite hin verschwunden. Seine geduckte Gestalt hob sich gegen das bläuliche Licht als Schattenriß ab.

Und genau das Licht war es, das mir einen so großen Schrecken einjagte. Es brannte auf der Dachmitte. Der Sturm wehte gegen eine hohe Flamme. Er hätte sie peitschen, er hätte sie flach nach unten gegen den Untergrund drücken müssen, das geschah nicht, denn die Flamme widerstand den Kräften des Windes.

Fast kerzengerade brannte sie und trotzte den Kräften der Natur.

Ein Phänomen. Das war es wohl nicht gewesen, was Suko aus der Fassung gebracht hatte.

Etwas anderes war viel unwahrscheinlicher.

In der Mitte der Flamme stand, die Arme dabei hochgerissen, eine junge nackte Frau…

***

Der Spuk hatte eine Entscheidung getroffen, und der Spuk würde davon nicht abweichen.

Das kannte der Teufel, schließlich reagierte er in solchen Dingen ähnlich. Aus diesem Grunde machte er sich auf grausame Zeiten gefaßt, und er sollte sich nicht getäuscht haben.

Die Wolke wurde ihm zum Verhängnis. Sie sollte das auslöschen, was er in Jahrtausenden aufgebaut hatte.

Asmodis kämpfte gegen den Spuk.

Der Teufel gegen eine gestaltlose, dennoch zu sehende Dimension aus Schatten.

Hatte er überhaupt eine Chance?

Er kannte Tricks, er kannte Kniffe und Wege, wie man Gegner überlistete. Er konnte mit Menschen spielen, sie manipulieren, an ihre Schwachstellen ansetzen, aber er hatte den Spuk vor sich und keinen Menschen. Das merkte er sehr bald, als seine von ihm aufgebauten Gegenkräfte und Konterreaktionen abgeblockt wurden.

Sein Kopf wurde plötzlich von einer gewaltigen Flammenhülle umtanzt. Im ersten Moment wirkte es so, als würde die Feuersbrunst den Schädel zerfressen, einfach vernichten, dann konzentrierten sich die Flammen, wurden zu fingerartigen Bündeln und schossen in die dichte, kompakte Schwärze wie scharfe Messer hinein.

Von innen her wollte sie die Schatten aufwühlen. Es war nur ein Aufbäumen des Teufels, ein verzweifelter Versuch, dem Ende zu entkommen. Sehr bald mußte Asmodis einsehen, daß die Kraft der Wolke stärker war. In ihr konzentrierten sich die Seelen der vernichteten Dämonen. Ihre Körper waren vergangen, blieben als Staub irgendwo zurück, aber der Geist des Schreckens konnte nicht zerstört werden.

Und er arbeitete mit schwarzmagischer Kraft gegen den Teufel.

Asmodis brauchte nicht zu atmen, er bekam keine Luft, seine Magie war eine andere, er überlebte durch die Kräfte der Hölle, nur gelang es ihm nicht mehr, diese einzusetzen.

Die Wolke verdichtete sich noch stärker. Der Satan war nicht mehr in der Lage, gefährliche Blitze oder Feuerzungen zu produzieren, um sie in die Wolke hineinzuschicken.

Hier in der endlosen Leere eines schwarzmagischen Raumes bahnte sich allmählich sein Ende an.

Auch er sollte eingehen in den Kreislauf des Spuks. Hinein in die Wolke, um sie mit seiner teuflischen Kraft zu verstärken.

Satan konnte nicht mehr. Er kam sich vor wie in einem Schraubstock eingeklemmt.

Sein Gesicht veränderte sich. Fast immer hatte es Triumph gezeigt. Über die Menschen war Asmodis sowieso Sieger geblieben, und wenn sein Gesichtsausdruck einmal wechselte, dann zeigte er Haß, Wut und

den Willen zur Vernichtung.
Jetzt nicht mehr.
Der Teufel erlitt Qualen und Pein. Am eigenen Leibe erlebte er das, was er normalerweise den Menschen zudachte. Die Schmerzen wühlten in seinem höllischen Körper. Sie zwangen ihn zu furchtbaren Reaktionen. Das Maul hatte er weit aufgeklappt. Die Augen waren verdreht, aus den breiten Nüstern der Nase drang feiner Rauch, der die Wolke berührte, aber nicht hineindrang, sondern von ihr abgestoßen wurde.
Auch der Ausdruck der Augen wechselte. Angst breitete sich in den Pupillen aus.
Die nackte Angst, die Existenz letztendlich doch noch zu verlieren. Vielleicht war der Spuk der erste Dämon, der den Teufel schreien hörte. Kein Siegesbrüllen drang aus dem Maul. Die Schreie der Furcht, die Reaktionen auf die Existenzbedrohung, hallten weit in die Schwärze der Unendlichkeit hinein.
Es waren schrille Laute, angefüllt mit dissonanten Sequenzen, dazwischen hohe, pfeifende Töne, untermalt von einem Heulen, wie es ein Schakal nicht schlimmer ausstoßen konnte.
In der Tat hatte dieser Laut Ähnlichkeit mit dem Heulen eines Schakals, denn nicht umsonst wurde der Teufel oft in dieser Figur dargestellt.
Seinen Schädel, der nach wie vor aus der schwarzen Wolke ragte, warf er von einer Seite zur anderen, ohne daß er einen Erfolg erzielte, denn die Wolke saß so eng wie ein Kragen. Satan blieb chancenlos in seinem Gefängnis.
Wie gierige Mäuler schnappten schwarze Schatten nach seinem Gesicht. Sie versuchten, zwischen seinen Lippen in die Maulhöhle einzudringen, um den Satan auch innerlich aufzufressen.
Der Teufel schrie.
Hoch, spitz und grell hallten seine Schreie nach. Es waren verzweifelte Rufe, denn Asmodis wußte auch, daß er nicht allein stand. Es gab jemand, dem die Schreie galten. Dieser Jemand mußte sie vernehmen und ihn erhören, falls die Funktion der Hölle noch so bleiben sollte, wie sie einmal aufgebaut worden war.
Deshalb dieser letzte Versuch, der Raum und Zeit überwinden sollte, um das Ziel zu erreichen, das irgendwo zwischen dem Anfang und dem Ende aller Zeiten lag.
Auch der Spuk hörte das Schreien. Er wußte nicht genau, was es bedeutete, für ihn mußte es eine Reaktion der Angst sein, und er freute sich darüber, daß es ihm gelungen war, den Höllenherrscher zu besiegen.
Die schwarze Wolke, selbst eine Dimension für sich und weit ausdehnbar, zog sich noch mehr zusammen. Sie drehte den Kragen

enger, sie wollte den Körper des Teufels endgültig auslöschen, damit der Geist des Höllenherrschers die Wolke stärkte.

So weit kam es nicht.

Irgendwo in der weiten, lichtlosen, schwarzen Dimension entstand etwas, das man mit einem Punkt oder kleinen Ball umschreiben konnte. Ein Loch in der Finsternis, als wäre die Weite genau an dieser Stelle durch einen Schlag aufgerissen worden.

Und das Loch erweiterte sich. Es bekam Konturen, wurde zu einem schwarzbläulichen Gesicht, das auf eine unnatürliche Art und Weise glänzte. Ein Gesicht, das menschlich aussah, denn auch zu Beginn der Zeiten hatte der Herrgott seine Diener nach dem Ebenbild des Menschen erschaffen.

Ein menschliches Gesicht, dennoch den Odem des Unsterblichen ausstrahlend.

Und eine Aura oder ein Flair, das kaum zu beschreiben war.

Vielleicht mit einem Satz.

Unaussprechlich grausam und unaussprechlich böse.

Das Böse schlechthin!

Alles hatte seit Beginn der Menschwerdung einen Namen bekommen. Es war den Menschen eingegeben worden, für all die Dinge, ob sie nun gut oder das Gegenteil davon waren, Begriffe zu finden.

Auch für dieses Wesen gab es einen Begriff.

Es hatte seinen Standort gewechselt. Vom absolut Guten hin zum absolut Schlechten.

Der Name jedoch war geblieben.

LUZIFER!

***

Ein nacktes Mädchen stand in der Feuersäule!

Ich hätte es kaum geglaubt, hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen. Es war auch keine Einbildung, niemand gaukelte mir etwas vor, das Mädchen existierte.

Ein Wahnsinn!

Ich löste meinen Blick von der Gestalt, schaute hinüber zu Suko, der mir zuwinkte.

Die Luft war rein!

Mit den Händen hatte ich mich aufgestützt, drückte meinen Körper hoch und schaffte es, auf das flache Dach zu gelangen, wo ich mich sofort bücken mußte, um einer gewaltigen Sturmbö zu entgehen. Sie fauchte mit einer wilden Wut heran, als wollte sie mich vom Dach blasen wie ein Blatt im Herbstlaub.

Gegen den Wind stemmte ich mich an und hatte Mühe, mich auf den Beinen zu halten.

Dann stand ich neben Suko. Unsere Kleidung knatterte. Wir mußten

uns anstrengen, wenn wir redeten, denn der hier tobende Wind riß uns die Buchstaben einzeln von den Lippen.

»Das Mädchen lebt!« schrie der Inspektor. »Verdammt, John, es lebt, es ist nicht verbrannt!«

»Ich weiß!«

»Hast du eine Erklärung?«

»Nein, auch nicht!«

Fragen konnten wir die Frau nicht. Vielleicht war es nicht einmal möglich, das Feuer zu löschen, denn Flammen, die sich gegen den Wind stemmten und somit allen Naturgesetzen trotzten, waren nicht als normal zu bezeichnen. Die mußte ein anderer geschaffen haben, dahinter steckte eine mörderische Kraft: Die der Hölle!

Da die Frau inmitten des bläulich roten Feuers stand und nicht verbrannte, mußte sie nur dem Äußeren nach ein Mensch sein, ansonsten jedoch dem Teufel dienen.

Chester Kwan hatte recht gehabt. Hier diente man dem Herrn der Hölle. Alles deutete darauf hin.

Das Dach war ziemlich groß. Wir standen auch weit genug vom Rand entfernt, so daß wir keine Angst zu haben brauchten, von dem Wind über die Brüstung geweht zu werden. Natürlich waren wir nicht hochgekommen, um nur zu schauen, wir wollten genau wissen, was sich da ereignet hatte.

»Sie muß sich ausgezogen haben«, erklärte Suko und deutete nach rechts, wo Kleidung auf dem Boden lag. Beschwert worden war sie durch drei dicke Steine.

»Und hat sie sich angezündet?«

»Glaube ich nicht.«

»Weißt du eine Erklärung für das Feuer?«

»Durch magische Beschwörungen vielleicht!«

Ich lächelte hart. »Okay, dann versuche ich es mit einer Gegenmagie.« Mein Freund sagte nichts. Er schaute nur mehr nach, wie ich das Kreuz hervorholte und es in der Hand wog. Wenn das Feuer seinen Ursprung in der Hölle besessen hatte, konnte es wohl kaum durch normales Wasser gelöscht werden, sondern mit einem besonderen Kunstgriff.

Die Macht des Guten!

Sie würde mir helfen, denn schon öfter hatte ich Höllenfeuer durch die Kräfte des Kreuzes ausgeschaltet.

Es war stets etwas Besonderes, wenn ich diesen Flammen entgegentrat. Sie waren gefährlich und reagierten so, wie es sie ihr Schöpfer gelehrt hatte.

Breitbeinig, um dem Wind Paroli zu bieten, näherte ich mich der Flammensäule. Mein Blick war zwangsläufig auf ihr Inneres gerichtet und damit auf das Mädchen.

Sie stand da und wurde umfaucht. Den Kopf hatte sie in den Nacken geworfen, die langen, dunklen Haare fielen weit bis auf den Rücken. Die Arme stachen in die Höhe, die Hände waren langgestreckt wobei die Arme über dem Kopf ein spitzes Dreieck bildeten und sich an ihrem Ende die einzelnen Finger berührten.

Die junge Frau besaß einen schönen Körper. Ihr Bauch war flach, der Busen nicht zu groß, er erinnerte mich an zwei kleine Hügel, die auf dem Leib lagen.

Als schlank konnte ich auch die Beine und die langen Oberschenkel bezeichnen, und selbst die Finger erinnerten mich an die einer Klavierspielerin. Ihr Gesicht hatte den bläulichen Schein des Feuers angenommen. Es war ein wenig hager, für meinen Geschmack hatte es einfach zu viele harte Kanten, aber ich wollte sie auch nicht heiraten, sondern – wenn es eben möglich war –, vor dem Feuer retten oder sie von den Flammen befreien.

Das Kreuz reagierte bereits.

Ich spürte es an der Wärme. Auch die Buchstaben, die Insignien der vier Erzengel an seinen Enden, blieben nicht ruhig. Sie zuckten, sie warfen Blitze, sie wurden einmal größer, schrumpften zusammen und nahmen wieder ihre alte Form ein.

Das hatte ich auch noch nicht erlebt. Ich kannte wohl das übliche Strahlen, aber so etwas war mir neu.

Wie konnte das sein?

Plötzlich bekam ich Angst vor dem Feuer. Stammte es vielleicht nicht aus der Hölle und damit vom Teufel, sondern von einem anderen Dämon aus einer für mich fremden Dimension?

Daß es einen magischen Ursprung besaß, lag für mich auf der Hand. Bei einem normalen Feuer hätte ich die Hitze spüren müssen.

Nicht einmal ein warmer Hauch streifte mich hier.

Der nächste Schritt brachte mich wieder näher an die Flammensäule heran. Die Frau inmitten des Feuers sah mich nicht oder schien mich nicht wahrnehmen zu wollen, obwohl sie die Augen geöffnet hatte und es regelrecht genoß, von der kompakten Flamme umspielt zu werden. Ob sie fauchend oder zischend brannte, war nicht zu hören, weil der kräftige Wind alle Geräusche überdeckte.

Bevor ich den letzten Schritt tat, warf ich noch einen Blick über die Schulter.

Breitbeinig und die Beretta im Anschlag, stand Suko hinter mir als sprungbereiter Wächter. Seine Gesichtszüge wirkten wie eingefroren. Er würde mir auf jeden Fall beistehen, wenn es hart auf hart kam.

Der letzte Schritt.

Das Kreuz vibrierte, obwohl meine Faust es hart umschloß. Dafür zeigten sich andere, fremde Kräfte verantwortlich, die wellenartig gegen mich anliefen.

Die Augen hatte ich verengt. Mir war nicht wohl in meiner Haut, aber ich tat es.

Mit dem letzten Schritt drückte ich meinen etwas angewinkelten Arm so weit es ging nach vorn, und das Kreuz bekam mit dem magischen Feuer Kontakt.

Zwei Dinge geschahen gleichzeitig.

Ich hörte den Schrei und schrie selbst.

Eine andere Kraft, stärker als die des Windes, zerrte an mir und schleuderte mich zurück. Ich sah das Kreuz aus meiner Faust schauen wie einen länglich geformten Blutstropfen, so sehr glühte es.

Verzweifelt bemühte ich mich, auf den Beinen zu bleiben, doch die andere Kraft war stärker. Sie riß mich herum, zerrte an meinen Beinen und schleuderte sie von der festen Unterlage in die Höhe.

Da war nichts, wohin ich hätte greifen können, und eine furchtbare Angst, über den Rand des Dachs geworfen zu werden, überfiel mich. Möglicherweise wäre dies sogar geschehen, wenn es da nicht einen Freund mit dem Namen Suko gegeben hätte.

Innerhalb von Sekundenbruchteilen hatte er die Gefahr erkannt, in der ich schwebte, und auch gehandelt.

Er brauchte nicht weit zu gehen, schnappte zu und bekam mich an der Hüfte zu fassen.

Der Inspektor stand wie ein Fels. Auch der Wind hieb uns nicht um, Sukos Griff war eisenhart, so daß es ihm gelang, meine unfreiwillige Rückwärtsbewegung zu stoppen.

Ich konnte mich wieder halten.

»Alles okay?« fragte der Inspektor.

»Im Moment ja.«

Die Antwort war automatisch über meine Lippen geflossen, denn mich interessierte viel mehr das, was mit der bläulich schimmernden Feuersäule geschehen war.

Es war unheimlich!

Die Säule stand noch immer, nur hatte sich ihre Farbe verändert.

Sie leuchtete in einem satten Rot. Aus dem Zentrum der Säule stachen drei Strahlen in den düsteren Nachthimmel.

Zwei von ihnen liefen in die gleiche Richtung, wobei sie sich gegenseitig einholten, um eine lange Gerade zu bilden. Zwischen der Feuersäule und der aus einem Strahl gebildeten Geraden gab es genügend freien Raum, so daß im rechten Winkel zu dem ersten Strahl ein zweiter nach rechts weiterlaufen konnte.

Er besaß das gleiche intensive Rot, war von der Ausdehnung her allerdings kleiner. Nicht einmal die Hälfte der Länge des anderen Strahls besaß er.

Suko schüttelte den Kopf. »Verdammt, was kann das sein?«

Ich wußte es auch nicht, sondern schaute auf meine Hand und auf

das Gebilde.
Die Rechte war leer.
Ich besaß das Kreuz nicht mehr!
Durch meinen Körper zuckte ein heißer Schreck. Auf einmal wurden die Knie weich, die Angst ließ mich so reagieren, ich dachte darüber nach, wo es sein konnte und kam zu keinem Ergebnis.
War es ins Feuer gefallen, oder hatte ich es, als ich die Schmerzen spürte und zurückgeprallt war, so verloren, daß es unten am Fuße des Hauses lag?
All das konnte stimmen, mußte aber nicht.
»Das ist ein L«, sagte Suko und streckte seinen Arm aus, denn er hatte mich wieder losgelassen.
Ich blickte genauer hin und mußte meinem Freund recht geben. In der Tat hatte sich von der Feuersäule ein L gelöst, das jetzt über der Flammenspitze stand.
Weshalb?
Warum ausgerechnet dieser Buchstabe? Welch eine Bedeutung konnte er haben?
»Verflixt«, flüsterte Suko. »Das verstehe, wer will. Ich packe es nicht. Tut mir leid.«
Auch von mir konnte er keine Antwort bekommen, da ich ebenfalls keinen Bescheid wußte.
Ein L.
Für wen? Wen konnte dieser Buchstabe darstellen, der nur mehr eine Abkürzung war.
Ich dachte nach, schaute weiterhin auf dieses rotschimmernde Gebilde und zermarterte mir tatsächlich das Hirn.
Eine Antwort konnte ich mir selbst nicht geben, dafür wußte mein Partner die Lösung. Er schnippte mit den Fingern, ein Zeichen, daß es bei ihm gefunkt hatte, und dann rief er einen Namen.
»Lilith!«
In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Verdammt, Lilith, auch das noch!
»Du denkst nach?« fragte Suko.
Und ob ich nachdachte. Ich bestätigte es durch ein Nicken. Zum erstenmal hatten wir mit Lilith, der Großen Mutter oder der ersten Hure Kontakt gehabt, als wir in ein Haus eindrangen, das als Edelbordell galt. Ich hatte es geahnt, sogar gewußt, daß uns diese Dämonin wieder begegnen würde.
Diesmal nicht in ihrer Gestalt, wohl aber in der einer ihrer Dienerinnen, denn Lilith war unter den Heerscharen des Himmels dem Bösen verfallen und hatte sich auch den Gelüsten des Fleisches untergeordnet. Sie war die berühmteste der Huren, und auch Adam sollte sie, der Sage nach, besucht haben.

Über sie und das Reich der Engel und der Nichtengel gab es zahlreiche Spekulationen. Welche nun stimmte, wagte ich nicht zu sagen, es interessierte auch im Augenblick nicht. Für mich war dieses L wichtig und auch die Tatsache, daß ich mein Kreuz verloren hatte.

Die Feuersäule stand noch immer. In ihrem Zentrum auch die Frau mit den langen Haaren.

Was hatte sie mit Lilith zu tun? War sie eine ihrer Dienerinnen?

Gab es mittlerweile einen Umschwung bei den Mächten der Finsternis? Hatte sich die Hölle auf ihre ureigensten Kräfte besonnen und regenerierte sich nun von Grund auf?

Ich dachte an mein verlorenes Kreuz und bekam abermals einen Schauder der Furcht.

Das L für Lilith!

Mein Gott, was erwuchs uns hier für eine Gegnerin. Stärker vielleicht als Asmodis, gleichgestellt unter Umständen mit Luzifer, dem gefallenen Engel, mit dem sie es getrieben hatte.

Möglicherweise wollten sich die beiden die Macht teilen. Das waren bisher Spekulationen. Ich wollte auch nicht zu weit in die Zukunft denken und mich auf die Gegenwart konzentrieren.

Das Kreuz fehlte.

Ständig dachte ich daran und ließ die Ereignisse noch einmal vor meinem geistigen Auge Revue passieren. Ich war die Feuersäule angegangen, hatte den Schock bekommen und…

Es hatte keinen Sinn, weiter darüber nachzudenken, denn plötzlich tat sich etwas.

Das L verschwand so schnell, wie es gekommen war. Die roten Strahlen sackten regelrecht ineinander, ohne allerdings völlig zu verschwinden. Dafür nahmen sie eine andere Form und eine andere Farbe an.

Silberfarben glänzte sie, und das L wurde zu einem Kreuz.

Zu meinem Kreuz!

Mir lagen Worte auf der Zunge, ich hatte auch schon Luft geholt, um sie aussprechen zu können, als das Unwahrscheinliche geschah.

Das Kreuz, es hatte vielleicht für die Länge eines Herzschlags in der Luft gestanden, folgte der Erdanziehung und fiel nach unten.

Genau in die bläulich schimmernde Flammensäule hinein, die es durchschlug wie ein schwerer Stein.

Bisher hatte sie allen Widerständen zum Trotz gehalten. Beim ersten Angriff hatte ihr das Kreuz nichts anhaben können. Dies änderte sich nun radikal. Die Säule explodierte bei der Berührung in zahlreiche flammende Stücke. Sie bildeten einen wilden Kreisel, der nach allen Seiten hin wegflog.

Und wir vernahmen die Schreie aus der Säule.

Das Mädchen hatte sie ausgestoßen. Grell und spitz jagten sie über

das Dach, als wollten sie den Feuerpfeilen auf ihrem Weg durch die Luft folgen.

Suko und ich waren fasziniert, denn die Art des Feuers wechselte von einem Augenblick zum anderen. Aus den Flammen der Hölle wurde wieder ein völlig normales Feuer, das weiterbrannte.

Und verbrannte!

»Mein Gott!« Ich stieß die Worte hervor, als ich sah, wie die junge Frau vor unseren Augen in die Knie sackte, sich noch unnatürlich steif dabei drehte und zu Boden fiel.

Gleichzeitig sanken auch die Flammen zusammen, ein Windstoß fegte über das Dach und löschte die letzten Reste des Feuers.

Auch die magischen Flammen waren nicht mehr zu sehen. Der Himmel, der dunkel und wolkenbeladen über unseren Köpfen lag, schien sie verschluckt zu haben.

Während ich auf die Frau zuging, schossen mir die Ereignisse der letzten Sekunden durch den Kopf. Suko und ich hatten eine Veränderung erlebt. Aus dem magischen Feuer war, durch welche Kraft auch immer, ein normales geworden.

Ein Feuer, das tötete, denn vor uns lag eine Leiche.

Wir knieten uns hin, schauten die junge Frau an und sahen die blicklosen Augen gegen den Himmel starren. Sie war auf eine schreckliche Art und Weise umgekommen, aber ihr Körper zeigte keinerlei Verbrennungen. Bis auf einige gerötete Stellen sahen wir eine völlig normale Haut vor uns.

Ich wischte über meine Augen. Suko hörte mein schweres Atmen und sagte: »Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen, John. Es war nicht deine Schuld.«

Ich hob die Schultern. »So genau kannst du das nicht sagen. Es war indirekt meine Schuld. Ich trage das Kreuz, bin dessen Besitzer. Hätte ich es nicht eingesetzt, wäre das nicht passiert. Versteh doch.«

»Ja, das ist möglich. Nur – blieb dir eine andere Chance? Sei ehrlich, John.«

»Nein.«

»Da siehst du es.«

Ich streckte einen Arm aus. Mit den Fingerspitzen glitt ich über die Wangenhaut der Toten. Sie war ziemlich kalt, als würde Eiswasser statt Blut in ihren Adern fließen. Auch ein Phänomen.

Eigentlich hätte ich mit dem umgekehrten Fall rechnen müssen, so konnte ich keine Erklärung für diese Tatsache finden.

»Hast du sie schon gesehen?« fragte mich Suko.

»Nein, noch nie.«

»Ich auch nicht.«

»Und doch gehörte sie zur anderen Seite. Suko, ich habe das Gefühl, einer heißen Sache auf der Spur zu sein. Hinter ihr steckt mehr, als

wir bisher angenommen haben.«

»Lilith!«

»Wahrscheinlich.« Das lange Hocken machte mich steif. Ich drückte meinen Körper wieder hoch und ging dorthin, wo die mit Steinen beschwerte Kleidung der Toten lag. Ich fand einen Pullover, eine Jacke und Hose aus Jeansstoff. Als ich die Jacke anhob, bekam sie an einer Seite eine Schräglage, da etwas Schweres in der Tasche steckte.

Ich holte es hervor. Auf meiner Handfläche lag eine Brieftasche aus Kunstleder. Ich klappte sie auf. Sie besaß zwei Fächer. In einem steckten einige Geldscheine, in dem anderen fand ich einen Ausweis, holte ihn hervor und las den Namen halblaut vor.

»Gladys Verly!«

»Kenne ich nicht.« Ich grinste Suko zu. »Kann ich mir vorstellen.«

»Sind da noch weitere Dinge? Schau doch mal nach.« Ich wühlte die Brieftasche durch und fand eine kleine Karte. Auf weißem Büttenpapier war die Schrift in roten Buchstaben gedruckt worden.

CLUB INTERNATIONAL – der Service für den gepflegten Herrn.

»Aha«, sagte Suko. Mehr brauchte er auch nicht von sich zu geben.

Wir wußten beide Bescheid. Und wieder hatten wir eine Spur, die zu irgendwelchen gehobenen Sexlokalen führte.

Vielleicht zu einem Edelbordell. Wenn ich recht darüber nachdachte, paßte diese Art zu Lilith. Schon bei unserem ersten Kontakt mit ihr hatte uns der Weg in diese Szene geführt. Jetzt schien sich einiges zu wiederholen.

»Scheint wieder eine tolle Adresse zu sein«, bemerkte Suko und schüttelte den Kopf. »Wir werden uns auf jeden Fall dort genauer umsehen. Oder bist du anderer Meinung?«

»Nein.« Ich steckte die Karte weg. »Und wer könnte Chester Kwan ermordet haben?« hakte Suko nach. »Sie?« Er deutete dabei auf die Tote. »Ich habe keine Waffe an oder bei ihr entdeckt. Deshalb kann ich dir darauf keine Antwort geben.«

»Allein steht sie nicht. Vielleicht hatte sie magische Helfer und diente Lilith.« Mein Freund schaute mich an. »John, sei ehrlich gegen dich selbst. Wie hast du die Tatsache empfunden, als sich dein Kreuz plötzlich selbständig machte?«

Ich schaute zu Boden und hatte die Hände in den Taschen meiner Hose versenkt. Dabei hob ich die Schultern. »Ich habe kaum darüber nachgedacht. Erst später…«

»Und dann? Aus dem Kreuz wurde ein L. Oder umgekehrt. Man kann natürlich daraus etwas ableiten.«

Ich ahnte, was mein Freund sagen wollte und schnitt ihm mit einer Handbewegung das weitere Wort ab. »Tut mir leid, Suko, keine Theorien. Ich bin froh, daß ich das Kreuz überhaupt zurückhabe.«

Der Inspektor lachte. »Dann nimm es wenigstens an dich und laß es

nicht auf dem Dach liegen.«

Daran hatte ich tatsächlich nicht gedacht. Das Kreuz lag eine Armlänge von der Leiche entfernt. Sein silbriges Schimmern wies mir den Weg. Ich hob es auf und wollte es wieder einstecken, als mir etwas auffiel.

Gewichtsmäßig hatte es sich nicht verändert, das hätte ich sofort gespürt.

Dennoch war etwas mit ihm geschehen. Sehr genau ließ ich meinen Blick auf den wertvollen Talisman fallen und hatte das Gefühl, einen Schlag in den Magen zu bekommen.

Das durfte nicht wahr sein, das war einfach unglaublich.

In der Mitte des Kreuzes, wo sich die Zeichen befanden, die ich noch nicht enträtselt hatte, war etwas geschehen. Die unbekannten Insignien, die die beiden ineinandergeschobenen Dreiecke einkreisten, waren, wie auch die geometrischen Figuren, nicht mehr vorhanden.

Dafür sah ich etwas anderes.

Ein großes L präsentierte sich meinem Blick.

Und das L stand für Lilith!

***

Sie hatte mein Kreuz entweiht!

Als ich daran dachte, wurde mir schwindlig. Ich trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Damit hatte ich nicht gerechnet, nicht einmal geahnt, daß so etwas möglich sein würde.

In meinem Hals breitete sich eine Trockenheit aus, wie ich sie kaum kannte. Ich wollte sprechen, schaffte es nicht. Dafür starrte ich auf das Kreuz und dachte daran, daß alles aus war.

Suko trat neben mich. »Was hast du, John?« Seine Stimme drang wie aus weiter Ferne an meine Ohren, eine Antwort konnte ich ihm leider nicht geben.

Die Kehle war zu.

Meine Gedanken bewegten sich nur um dieses eine Problem. Jemand hatte es geschafft und das Kreuz entweiht. Asmodis und andere mächtige Höllendämonen hatten es immer versucht, keinem jedoch war es gelungen. Das Kreuz war mir treu geblieben, und nun kam eine Figur aus einer vorbiblischen Mythenwelt daher, breitete ihren Einfluß aus und schaffte es mit Hilfe eines ihr dienenden Menschen, die Waffe zu entweihen, vor der sich die Abkömmlinge der Hölle so fürchteten.

Es war einfach unfaßbar – so grauenhaft, so anders, denn für mich brach in diesen Augenblicken eine Welt zusammen. Ich hatte voll und ganz auf das Kreuz vertraut, war von ihm nie im Stich gelassen worden, und nun passierte so etwas.

Mit der Hand wischte ich über mein schweißnasses Gesicht. Ich

merkte auch das Zittern in meinen Kniekehlen, das sich fortpflanzte und sich auf den gesamten Körper übertrug.

»He, John!« Suko sprach mich wieder an. Es hätte auch irgendein Fremder sein können, das spielte keine Rolle. Die Stimme war da, ich drehte den Kopf zu ihm, und Suko ging erschreckt einen Schritt zurück, als er in mein Gesicht schaute.

»Was ist denn?« fragte ich.

»John, meine Güte, wie siehst du aus?«

Ich hob die Schultern.

Suko hatte sich wieder gefangen. Er kam auf mich zu. Sein Blick fiel auf meinen ausgestreckten Arm und auf die Hand, deren Fläche nach oben zeigte.

Genau dort hatte das Kreuz seinen Platz gefunden. »Schau es dir an!« flüsterte ich. »Schau es dir genau an, und dann sage mir, was damit los ist.«

Suko hatte eine Antwort auf der Zunge, verschluckte sie aber, senkte den Blick und sah sich meinen wertvollen Talisman genauer an. Ich beobachtete ihn dabei und entdeckte, daß er weiß im Gesicht wurde. Die Haut bekam einen bleichen Touch, das Blut schien aus den Adern zu strömen. Mit seinem ausgestreckten Zeigefinger deutete er auf die Mitte des Kreuzes.

»Es stimmt doch, was ich da gesehen habe, oder?«

»Ja, du siehst richtig.«

»Das L«, flüsterte er, »verdammt, das L steht für Lilith, nicht wahr, John?«

Ich nickte.

Jetzt schluckte auch Suko. Er schaute mir direkt ins Gesicht. Ich sah ihm an, daß er etwas sagen wollte, schon den Mund öffnete, doch es drang kein Wort über seine Lippen.

»Es ist vorbei, Suko«, flüsterte ich und schloß die Finger um das Kreuz. »Wir können es vergessen.«

Hatte bisher jeder von uns versucht, den anderen, wenn er niedergeschlagen war, aufzuheitern, so fiel das flach. Suko wußte ebenso wie ich, daß es nicht möglich war, mit Worten meine Depression zu zerstören, deshalb sagte er nichts und schaute zu Boden.

In mir tobte eine Hölle.

Es war eine Hölle der Enttäuschung. Die Augen hielt ich fest zusammengekniffen. In diesem Moment hätte jemand mit einer Waffe auf mich zielen können, ich hätte ihn schießen lassen. Ein selten erlebtes Gefühl der Enttäuschung war über mich gekommen. Ich stand da, spürte kaum, daß ich vorhanden war und hatte das Gefühl, über dem Dach zu schweben. Ich merkte wohl, daß sich meine Lippen bewegten, ein Wort bekam ich nicht aus dem Mund. Alles war vertrocknet, verkümmert. Meine gesamte Psyche hatte sich völlig

gedreht.
Ohne Kreuz war ich hilflos.
Obwohl ich es noch bei mir trug, kam ich mir vor, als hätte ich es verloren.
Schlimm…
Ich schluckte ein paarmal, setzte erneut an, um etwas zu sagen und mußte wieder feststellen, daß es einfach nicht klappte. Zu stark hatte mich das Grauen getroffen.
»Okay, John«, vernahm ich Sukos Stimme. »Ich weiß, wie es in dir aussieht, aber es muß auch weitergehen.«
Ich lachte auf. »Wie denn?«
»Das werden wir sehen.« Suko hatte sich vor mir aufgebaut und eine Hand auf meine Schulter gelegt. Ich öffnete meine Rechte. Der Freund und ich konnten auf das Kreuz schauen.
Die Enden mit den Zeichen der vier Erzengel sah ich überhaupt nicht. Mich interessierte nur das L in der Mitte. Es wirkte auf meinen Blick wie ein Magnet. Magisch blieben die Augen daran hängen.
Es war vorbei.
Die andere Seite hatte das Unwahrscheinliche geschafft und das Kreuz so manipuliert, daß es mir, seinem Erbe und Besitzer, wahrscheinlich nicht mehr gehorchte.
Und das empfand ich als so schlimm.
»Hat es überhaupt noch Sinn?« fragte ich.
»Wie meinst du das?«
Ich schaute Suko ins Gesicht. Er schien zu wissen, was ich fragen wollte, dennoch ließ ich nicht locker. »Ich meine, ob sich der Kampf überhaupt noch lohnt.«
»Natürlich«, erwiderte er. »Immer lohnt es sich. Darauf kannst du dich verlassen.«
»Ohne die Waffe?«
»Noch hast du sie!«
Ich nickte. »Klar, ich habe sie, doch ich glaube kaum, daß ich sie gegen die Kräfte der Hölle einsetzen kann. Die sind einfach zu stark, zu hart, und sie haben das geschafft, von dem sie schon sehr lange träumten. Das Kreuz befindet sich unter ihrer Kontrolle. Gleichzeitig haben sie auch mich. Wenn es mit ihnen eine Verbindung eingegangen ist, sind sie genau über unsere Schritte informiert. Es wäre nicht nur sinnlos, sondern auch gefährlich, das Kreuz zu tragen.«
»Was meinst du damit?«
Meine Wangenmuskeln zuckten, das Gesicht nahm dabei einen harten Ausdruck an. »Was ich damit meine, liegt doch auf der Hand. Ich brauche es nicht mehr. Suko…«
»Vorsicht, Vorsicht, John! Mach jetzt nichts Unüberlegtes.«
»Das ist nicht unüberlegt. Ich will es nicht mehr haben.« Mein Lachen

klang rauh und traurig. Die Hand hatte ich zur Faust geballt, und ich hob den rechten Arm, wobei er gleichzeitig eine Wurfhaltung einnahm. Wir standen hier auf dem Dach eines Hochhauses.

Wenn ich das Kreuz über den Rand warf und es in der Tiefe verschwand, konnte es meinetwegen jeder Penner nehmen.

Mein Arm zuckte nach hinten und wieder vor.

Noch schneller war Suko. Seine Hand schoß in die Höhe. Bevor ich das Kreuz quer über das Dach und in die Tiefe werfen konnte, hatte mein Freund schon zugegriffen. Ich fühlte mein Gelenk wie von einer Stahlklammer umfaßt.

Gleichzeitig drückte Suko meinen Arm nach hinten und drehte ihn herum. Er war sich seiner Sache sicher, und ich mußte der Bewegung folgen, wollte ich nicht den Arm gebrochen bekommen.

Oft genug hatte ich meine Gegner in den Polizeigriff genommen, nun geschah mit mir das gleiche. Ich ging in die Knie, stöhnte vor Schmerzen und vernahm Sukos leise gesprochenen Befehl.

»Laß es fallen!«

Es blieb mir nichts anderes übrig, denn mein Freund meinte es bitterernst.

Also öffnete ich die Faust, das Kreuz rutschte von meinem Handteller, und ich hörte es zu Boden fallen. Suko hob es mit der freien Hand auf, steckte es ein und ließ mich los.

Ich drehte mich wieder um und rieb mein schmerzendes Handgelenk. In ein Gesicht mit sehr ernst blickenden Augen schaute ich und fragte meinen Freund: »Warum hast du das getan?«

»Um dich vor einer Dummheit zu bewahren.«

»Nein.«

»Doch, John, es wäre die größte Dummheit deines Lebens gewesen, das Kreuz wegzuschleudern. Vielleicht haben es unsere Gegner gerade darauf abgesehen. Möglicherweise wollten sie, daß du dich von der Waffe trennst. Das geschieht nun nicht.«

»Du willst es also behalten?«

»Richtig.«

»Und dann?«

»Ich gebe es dir zu einer entsprechenden Zeit zurück, wenn du dich wieder gefangen hast.«

»Nein, Suko, das brauchst du nicht. Es wird nicht mehr so werden, wie es noch vor einer halben Stunde war. Tut mir leid. Die andere Seite hat es geschafft.«

»Das steht nicht fest.« Suko winkte ab. »Okay, lassen wir dies mal aus den Augen. Wie soll es weitergehen? Hast du dir darüber schon deine Gedanken gemacht?«

»Nein!«

»Gut, dann werde ich die Initiative übernehmen. Wir haben eine

Spur, John. Und zwar ist das dieser komische Club. Ihm werden wir einen Besuch abstatten.«

»Wir?« Ich schüttelte den Kopf. »Du kannst hingehen, Suko. Mich klammere dabei aus.«

Erstaunen trat in sein Gesicht. »Habe ich dich recht verstanden? Du willst nicht?«

»So ist es.«

»Aber das kannst du nicht machen. Das ist unmöglich. Du kannst doch nicht alles hinwerfen.«

»Was hat es denn für einen Sinn, weiterzumachen? Sag es selbst, Suko.« Ich sprach mit einer Stimme, die ich kaum als meine eigene identifizierte. Sie klang so leer, so tonlos, anders und auch deprimiert. Es war alles gleich oder egal in diesen Momenten. Ich wollte nicht mehr weitermachen und hatte das Gefühl, hier auf dem Dach des Hochhauses ans Ende meiner Fährte gelangt zu sein.

»Nein, nein, John, so darfst du nicht reden. Jeder steckt mal Niederlagen ein. Die verkraften wir auch!«

Ich fuhr ihm in die Parade. »Suko, rede nicht. Die Niederlagen werden zu viel. Vor einigen Monaten der Dolch, dann Mandras Verschwinden, jetzt das Kreuz. Wo soll das hinführen?«

»Du vergißt Jane. Sie haben wir zurückholen können. Und es war dein Verdienst, John.«

Wieder klang mein Lachen vor der Antwort bitter. »Ja, wir haben sie zurückholen können, das stimmt. Aber was ist sie denn? Ein Zombie, wenn du es genau nimmst. Ein Mensch ohne Herz, der zwar existiert, dessen Dasein aber an einem magischen Gegenstand hängt, an einem Würfel. Als großen Sieg kannst du das nicht bezeichnen.«

»Jetzt machst du alles mies.«

»Würdest du das gleiche nicht an meiner Stelle tun?«

Auf diese Frage wußte Suko keine Antwort. Er hob nur die Schultern.

»Vielleicht hätte ich ebenso reagiert, wenn ich Träger des Kreuzes gewesen wäre«, gab er nach einer Weile zu. »Dennoch solltest du nach vorn schauen und nicht ins Leere. Das jedenfalls meine ich. Du kannst nicht einfach alles hinwerfen, du hast einen Job, John. Man verlangt von dir etwas. Ich möchte Sir James sehen, wenn du den Dienst quittierst. Und dann, mein Lieber, ist nicht sicher, ob dich die Dämonen in Ruhe lassen werden. Du stehst auf ihrer Liste ganz oben. Bist der Typ, den sie an die erste Stelle gesetzt haben.«

»Das weiß ich…«

»Eben. Willst du dich da so abschlachten lassen? Die machen dich fertig. Auf so etwas haben sie nur gewartet. John, man wirft sein Leben nicht so einfach weg. Nimm das Kreuz wieder an dich!«

Suko hatte die letzten Worte sehr zwingend gesprochen und mich dabei angestarrt.

Ich stand da und überlegte. Sollte ich seinem Ratschlag folgen und das Kreuz tatsächlich wieder an mich nehmen? Es wäre verrückt gewesen, reiner Wahnsinn. Was sollte ich mit einer Waffe, die von meinen Gegnern manipuliert worden war und von ihnen gesteuert oder gelenkt werden konnte? Ich schluckte einige Male. In der Kehle saß noch immer der dicke Kloß. Ein Beweis für meine Unsicherheit und Angst. Beides hatte mich schlagartig überfallen.

Wir sprachen nichts. Suko ließ mich mit meinen Gedanken allein.

Über uns verschwand ein Teil der Wolken vom Himmel. Das blanke Firmament lag wie ein dunkles Dach aus Stahl, auf dem einige gelbe Punkte schimmerten und blitzten.

Aus der Ferne wurde ein Brausen herangeweht. London kam nie zur Ruhe. Auch nicht während der Nacht.

»Nun?«

Ich gab noch immer keine Antwort, da ich abgelenkt wurde. Auch Suko fragte nicht mehr weiter. Wir beide hatten das Geräusch vernommen, das über unseren Köpfen aufgeklungen war.

Wir schauten in die Höhe. Aus der Weite des Himmels löste sich ein Punkt, der rasch näherkam, so daß aus dem hellen Punkt gleich drei wurden, als wir ihn besser erkennen konnten.

Es waren Positionsleuchten. Und sie gehörten zu einem Hubschrauber, der Kurs auf das Hochhaus genommen hatte. Sehr rasch kam er näher. Seine Rotorblätter wirbelten so schnell, daß sich über dem Dach der Maschine ein flirrender Kreis gebildet hatte.

Noch war der Hubschrauber so weit von uns entfernt, daß er durchaus ein anderes Ziel anfliegen konnte. Diese Hoffnung erfüllte sich leider nicht. Der Pilot nahm noch eine winzige Kurskorrektur vor, dann führte der Kurs der Maschine direkt auf unseren Standpunkt zu.

»Die wollen was von uns«, meinte Suko.

Von mir bekam er keine Antwort. Ich blieb stehen wie ein Denkmal und schaute dem Hubschrauber entgegen.

Der Krach steigerte sich, und einen Moment später schien die Maschine an ihrer Unterseite explodieren zu wollen. Dabei war es nur der helle, breite Lichtfinger eines Suchscheinwerfers, der auf das Dach des Hochhauses knallte und uns erfaßte, so daß wir uns wie auf dem Präsentierteller vorkamen.

Suko reagierte sehr schnell. »Verdammt, John, der Besuch gilt uns.«

Ich war mit meinen Gedanken noch immer woanders. Suko aber handelte. Er packte mich und riß mich herum. Automatisch setzte ich ein Bein vor das andere, als der Inspektor anfing zu laufen und dabei die offene Luke ansteuerte.

»Tauch hinein!« schrie er.

Beide Worte wurden vom Krach des Motors verschluckt, als der Hubschrauber zur Landung ansetzte. Wir gerieten noch in den

kreisenden Wind der Rotorblätter, erreichten die Luke und verschwanden. Die Leiter nahmen wir nicht.

Suko sprang, ich ebenfalls.

Noch in der Luft und auf dem Weg nach unten hörte ich ein hämmerndes Geräusch.

Es war ein wütendes Hacken, und ich wußte auch, wer dieses Geräusch verursacht hatte.

Maschinenpistolen!

Die Jagd auf uns hatte begonnen!

***

LUZIFER!

Das absolut Böse, der Mächtigste, der Grausamste unter den Abtrünnigen des Himmels. Das Synonym für Macht, Gefühlskälte, für Vernichtung und für das, vor dem die Bibel und die Schriften aller anderen Religionen immer warnten.

Er war erschienen, und gegen ihn kam selbst der Spuk nicht an.

Nicht Asmodis war der absolute Herrscher, ihm unterstand nur die Hölle, so wie es sich die Menschen auch vorstellten, doch hinter ihm – auch zum Schutz – gab es den gefallenen Engel, der kein Pardon kannte und auch nicht wollte, daß sein Erster Diener den Kampf gegen die Schattenwelt des Spuks verlor.

Das Gesicht erschien aus der Ferne, und dennoch war es sehr nahe. Es gab keine Räume, die man errechnen oder bestimmen konnte.

Hier war alles gleich.

Asmodis kämpfte um seine Existenz. Der Druck dieser unheimlichen Schatten war immer stärker geworden. In seinem Körper spürte der Teufel eine kochende Hölle, die Angst steigerte sich immer mehr, und auch das Wissen, daß es einen mächtigeren Feind gab, machte ihn so fertig. Selbst sein Schädel, der bisher aus der Schattenwolke herausgeragt hatte, war von dunklen Streifen umhüllt, die den Kopf einkreisten und immer wieder versuchten, in sein Inneres zu gelangen.

Bis zu dem Augenblick, als Luzifer ganz nahe war.

Auch der Spuk, obwohl nur mehr eine Schattenwolke, spürte diese unheimliche Nähe und eine Grausamkeit, die selbst ihn erschreckte. Das gestaltlose Wesen wußte genau, daß es den Bogen nicht überspannen durfte. Wenn es den Satan tötete und dies noch vor den Augen des mächtigen Luzifer geschah, war auch seine Existenz verloren.

Aus diesem Grunde zog er sich zurück.

Die Schatten, die die Gestalt des Teufels umfaßt hielten, gerieten in wirbelnde Bewegungen. Sie drehten sich entgegengesetzt und schafften es auch, sich vom Körper des Satans zu lösen. Wie ein Hauch peitschten sie in die Höhe, und der Teufel war frei.

Er konnte es kaum fassen. Durch seine Gestalt lief ein mächtiges Zittern. Satan taumelte zur Seite. Nur allmählich nahm sein Gesicht wieder die normale dunkle Farbe an.

Und er entdeckte das Gesicht!

Weit riß er sein Maul auf. Schwefeldämpfe drangen hervor.

Gelblich grüner Qualm, begleitet von einem wilden Fauchen und Zischen, in das sich ein trockenes Lachen mischte.

Er war gerettet, und das wußte er auch.

In der Finsternis der Unendlichkeit stand das Gesicht des Luzifer wie eine Wand.

Für einen Menschen das absolute Grauen und der große Angstmacher, für Asmodis jedoch war dieses Gesicht die Erfüllung schlechthin. Er hatte gewußt, daß es einen Mächtigeren gab, der hinter ihm stand und ihn belauerte und der ihm auch Schutz geben würde.

Nichts regte sich in dem gewaltigen Gesicht. Es wirkte wie eine Figur aus Eisen, so kalt, gefühllos. Nicht ein Zucken der Wangen verriet, daß Leben in der Fratze steckte, die eine Kälte ausstrahlte, mit der nicht einmal die Leere des Alls mitkam.

Es war furchtbar…

Obwohl Luzifer die Lippen nicht bewegte, drang die Stimme wie aus vier verschiedenen Boxen kommend durch die Unendlichkeit der Dimensionen. »Der wahre Herrscher bin ich!« hörten der Spuk und auch Asmodis die finsteren Worte. »Mich kann niemand vernichten. Selbst die obersten Geschöpfe des Lichts konnten mich zu Beginn der Zeiten nicht töten. Sie haben mich nur verdammt. In den ewigen Regionen der Finsternis ist es mir gelungen, eine Hierarchie zu errichten, der jeder Tribut zollen muß. Es gibt keinen Höheren als mich, das gilt auch für mächtige Dämonen wie dich. Ich bin der, der über allem steht. Ich bin der Herrscher einer gewaltigen Welt, des größten Reiches, das existiert, und ich lasse es nicht zu, daß meine Pläne gestört werden. Der Teufel, auch Asmodis genannt, wird und muß bleiben. Daran kannst auch du nichts ändern, Spuk. Es sei denn, du möchtest dich vernichten. Dann sage es…«

»Nein, nein…« Die Stimme des Spuks gab die Antwort. Längst nicht so laut und siegessicher wie zuvor, der Spuk hatte verloren, und das wußte er sehr genau.

Die Wolke hatte sich zusammengezogen. Sie reagierte wie ein Mensch, der sich fürchtete. Dabei stand sie zitternd vor dem gewaltigen Gesicht, daß viele als schön ansahen, denn es gehörte schließlich einem gefallenen Engel.

Es bestand aus einer kalten, fast grausamen Schönheit, die abstoßend wirkte.

Nur auf Asmodis nicht.

Für ihn war Luzifer der absolut Größte. Er gehorchte ihm, er würde ihm immer gehorchen und dienen, denn er hatte über die Existenz des Teufels seinen schützenden unsichtbaren Mantel ausgebreitet.

»Versuche es nicht noch einmal!« erklärte Luzifer. »Diesmal vernichte ich dich nicht, weil ich weiß, daß du im Prinzip auf meiner Seite stehst. Ich würde dir auch raten, die Seite nicht zu wechseln, denn es wird den großen Kampf geben zwischen der Hölle und denjenigen, die auch die Macht an sich reißen wollen. Aber ich, Luzifer, bin älter und auch stärker als die Großen Alten. Sie alle sind nach mir gekommen, und ich bin dabei, die alte Hierarchie wieder aufzubauen. Auch damals stand ich nicht allein. Ein Heer gefallener Engel war an meiner Seite. Einen davon liebte ich besonders. Die Große Mutter, die Urmutter, die erste Hure, die das in die Welt mit hineinbrachte, was heute Weiblichkeit oder Sexualität genannt wird. Es ist Lilith. Ihr habe ich den Weg geebnet. Ich stelle sie dem Satan an die Seite, damit er wieder erstarkt, und ich zuschauen kann, wie die Welt allmählich dem Bösen verfällt. Das habe ich seit Beginn des Lebens überhaupt gewollt. Nun ist es soweit, daß wir damit beginnen können, und wir lassen uns von keinem stören. Hast du gehört, Spuk? Von keinem…«

»Ja, ich weiß!«

»Und jetzt geh. Ziehe dich zurück und hüte die Seelen der getöteten Dämonen, denn nichts anderes ist deine Aufgabe. Du kannst auch versuchen, in das Spiel der Mächte und der Kräfte einzugreifen, aber komme uns niemals in die Quere. Hast du verstanden? Niemals…«

»Ich weiß es.«

»Dann weg mit dir!«

Es war ein scharf gesprochener Befehl. Hätte ihn ein anderer gesagt, der Spuk wäre ihm wohl kaum nachgekommen. Im Gegenteil, der andere wäre vernichtet worden.

So aber zog er sich zurück. Kein Geräusch war zu hören, als der Schatten verschwand. Er tauchte ein in die lichtlose Schwärze unheimlicher Dimensionen.

Zurück ließ er Asmodis und Luzifer!

Der Teufel hatte sich wieder erholt. Er schaffte es auch, Flammen zu produzieren. Sie umgaben ihn als feuriger Mantel, und er verbeugte sich vor dem großen Gesicht seines Mentors wie in der Oper Rigoletto der Hofnarr vor dem Herzog.

So linkisch, etwas spöttisch anmutend. Dabei streckte er den rechten Arm aus. Die Bewegung war nicht flüssig, sie sah steif aus, aber Luzifer wußte, was gemeint war.

»Du brauchst mir nicht zu danken. Sieh selbst zu, daß du mit deinen Problemen fertig wirst. Bisher hat die Hölle alles lösen können. In den letzten Jahren jedoch hast du Niederlagen bekommen. Ich will, daß dies gestoppt wird. Wir müssen uns die Erde Untertan machen, nicht

unsere Gegenseite, und ich weiß, daß es schwer sein wird. Leider kommen wir an die Menschen nicht heran. Nicht so, wie ich es mir vorgestellt habe. Die Religionen sind einfach zu stark. Wir können uns nur mehr Einzelpersonen herauspicken und nicht die Allgemeinheit. Das solltest du versuchen, aber erst, wenn du mit den Feinden aus den eigenen Reihen fertig geworden bist. Stoppe die Großen Alten! Laß niemals zu, daß sie dir die Macht wegnehmen. Wenn das geschieht, hat die Hölle verloren. Und der Teufel darf nicht verlieren. Verstanden? Niemals!«

»Ja, Luzifer, ich habe verstanden.«

»Wir stehen an einem neuen Anfang. Du hast es oft versucht, und immer wieder Rückschläge erlitten. Diesmal habe ich das Heft in die Hand genommen. Wir werden den Kreislauf erweitern. Irgendwie paßte alles, was die Menschheit sich in Tausenden von Jahren aufgebaut hat, hinein. Und die Vergangenheit wird zur Gegenwart. Was in den Urzeiten aufgebaut worden ist, muß auch jetzt noch Bestand haben, denn es hat sich erwiesen, daß das Alte oft genug stärker ist als das Neue. Ich habe die uralte Magie der Großen Mutter wieder zum Leben erweckt und bin bereit, dir diese an die Seite zu stellen. Sie wird dir helfen, deine Feinde zu besiegen, zu denen ich auch Menschen wie John Sinclair zähle. Richte dich danach, kämpfe nicht gegen sie und handle entsprechend. Ihr müßt es schaffen, alles an euch zu reißen, auch Götzen wie die Großen Alten, die sich so mächtig geben, aber gegen mich ein Nichts sind…«

Es waren die letzten Worte, die Luzifer seinem Ersten Diener übermittelt hatte. So rasch und lautlos, wie das Gesicht erschienen war, verschwand es auch wieder.

Die absolute Schwärze der Dimensionen schluckte es wie ein gewaltiger Trichter und mit einer nahezu gespenstischen Lautlosigkeit.

Nichts mehr war von Luzifer zu sehen.

Allein blieb Asmodis zurück. Flammenumweht stand er da, die häßliche Dreiecksfratze zu einem widerlichen Grinsen verzogen und dabei so laut auflachend, daß er sich fast selbst noch darüber erschreckte.

Ja, er würde es schaffen, er wollte es den anderen zeigen. Gegen ihn waren sie ein Nichts, sie sollten spüren, was es heißt, sich mit einem gestärkten Asmodis anzulegen.

Und er dachte an Lilith…

Natürlich kannte er sie. Im Reich des Bösen in den Regionen der Finsternis nahm gerade sie eine besondere Position ein. Sie besaß die Macht, die wesentlich größer war als die der Hexen. Deren Magie und Kräfte stützten sich auf den Teufel. Nur ihn kannten sie als den großen Helfer an. Bei Lilith war es anders. Für sie gab es einen anderen Helfer, der ihr wie ein großer Bruder zur Seite stand.

Eben Luzifer!
Er, der auch zu Asmodis hielt, hatte sie dem Teufel an die Seite gestellt. Ein mehr als besserer Ersatz für die in der Flammenschlinge verbrannte Oberhexe Wikka.
Bestimmt würde Lilith ihm helfen, seine Pläne zu verwirklichen.
Es sah also alles gut aus.
Nur wenn der Teufel genauer darüber nachdachte, störte ihn etwas. Bei Wikka war er der Meister gewesen, sie hatte ihm gehorcht, sich immer seinen Wünschen gefügt und mit ihren Dienerinnen genau das getan, was Asmodis von ihnen verlangte.
Lilith würde nicht so reagieren.
Sie war mächtiger als Wikka, bestimmt gleichrangig, wenn nicht stärker als Asmodis.
So etwas mochte er nicht. Er konnte einfach nicht vertragen, wenn man ihm Befehle gab.
Luzifer ja, aber Lilith?
Der Satan war nicht sehr glücklich über die Entwicklung, obwohl sie für ihn positiv ausschaute. Aus seiner Sicht reagierte er normal.
Menschen wären froh gewesen, hätten sie eine so starke Hilfe bekommen. Nicht aber die Dämonen der Hölle.
Ihnen waren Worte wie Dankbarkeit fremd. Für sie existierte das Gegenteil davon, und dabei machte auch der Höllenfürst keine Ausnahme. Aus diesem Grunde schaute er der Zukunft auch mit gemischten Gefühlen entgegen, zudem er noch nicht wußte, welche Pläne Lilith genau verfolgte…

***

Mit dem linken Ellbogen schlug ich noch gegen die Leiterkante, dann prallte ich mit den Füßen zuerst zu Boden und hatte Mühe, mich zu fangen, denn der Druck wuchtete mich nach vorn.
Suko war an der anderen Seite der Leiter aufgekommen, blieb stehen und drehte sich um.
Auch ich schaute schräg in die Höhe, wobei sich der Lukenrand schärfer abzeichnete, da der ausufernde Lichtschein ihn noch erfaßte und auch an den Innenrändern ein Stück herabkroch.
Das Licht veränderte sich nur ein wenig, so daß wir zu dem Entschluß kamen, eine Hubschrauber-Landung zu erleben.
Verständigen konnten wir uns kaum. Das Geräusch des Motors und das Flappern der Rotorblätter erfüllte die Luft mit einem gewaltigen Krach. Ich dachte an die MPi-Garben, die man uns nachgeschickt hatte. Wären wir nicht so schnell gewesen, hätten wir hier unten wahrscheinlich durchlöchert gelegen.
Suko war schon an der Tür und stemmte sie auf. Er ließ sie auch offen, indem er sich mit dem Rücken gegen die Innenseite lehnte.

Wenn jemand vom Rand der Luke schoß, wollten wir wenigstens einen Fluchtweg haben.

Ich hatte meine trüben Gedanken, die sich allein um das Kreuz drehten, verscheucht und die Beretta gezogen. Sprungbereit stand ich da und behielt den Rand der Luke im Blick.

Wir konnten nichts verstehen oder hören. Keine Schritte, keine Stimmen, das Dröhnen des Copters übertönte jedes andere Geräusch. Die Läufe unserer Berettas zeigten schräg nach oben. Wenn jemand von der Hubschrauberbesatzung am Lukenrand erschien, wollten wir sofort reagieren können.

Da tat sich nichts.

Eine halbe Minute war vergangen. Ich fing einen Blick meines Freundes auf. Suko hob die Schultern. Diese Geste sagte mir eigentlich alles. Er war ebenso ratlos wie ich.

Kein Schatten unterbrach den weichen Lichtkreis auf dem Dach.

Er blieb zitternd in seiner Lage, und wir trauten uns auch nicht, auf die Leiter zu klettern und über den Rand zu peilen. Wenn die anderen etwas von uns wollten, würden sie kommen.

Es war zugig in diesem Schacht. Durch die offenstehende Tür zog es von der Eingangshalle bis zum Dach hoch durch das weite Treppenhaus. Unsere Kleidung bewegte sich wie eine Fahne. Meine Jackenschöße flogen hoch und knatterten.

Plötzlich nahm das Geräusch an Lautstärke zu. Wir beide wußten, daß es entstand, wenn ein Hubschrauber startete.

»Der fliegt wieder weg!« brüllte Suko.

Ich stand schon an der Leiter. Obwohl es riskant war, wollte ich nach oben steigen. Als ich meinen rechten Fuß auf die erste Sprosse gesetzt hatte, bemerkte ich meinen Fehler. Der Lichtschein wurde wesentlich greller und blendete auch.

Dafür gab es nur eine Erklärung.

Der Hubschrauber war gestartet und flog gleichzeitig auf unseren kleinen Schlupfwinkel zu, den er durch seine grelle Lichtfülle bis in den letzten Winkel ausleuchten konnte und wir dabei wie auf dem Präsentierteller standen.

Ich katapultierte mich nach hinten. Es ging um Sekunden. Der Lärm über mir steigerte sich zu einem infernalischen Krach. Ich konnte durch die Blendung überhaupt nichts erkennen, wußte nur, daß sich irgendwo hinter mir die Tür befinden mußte und stolperte fast über meine eigenen Beine, bis ich einen harten Schlag gegen die Schulter bekam und noch stärker nach hinten gezogen wurde.

Mein Freund Suko hatte eingegriffen. Er wirbelte mich auch herum, ich hämmerte mit der Seite gegen harten Beton und vernahm durch den Lärm ein böses Knattern.

Sie schossen wieder.

Zu Boden mußten wir beide. Mörtel und Staub spritzten um unsere Köpfe. Die Treffer lagen verdammt nahe. Sie schafften es nicht mehr, in unsere Körper zu hacken, denn die Eisentür rettete uns vor den Garben. Sie war so stabil, daß sie auch die harten Bleimantelgeschosse aufhielt, so daß wir gefahrlos auf die Beine kommen konnten und uns schweratmend an der Wand abstützten.

»Möchte wissen, wem wir da auf die Zehen getreten sind«, sagte Suko keuchend.

»Das kannst du laut sagen.«

»Hast du einen Verdacht?«

»Nein, denn Lilith schießt wohl nicht mit einer Maschinenpistole.« Danach schwiegen wir beide, um den Geräuschen zu lauschen, die allmählich abklangen.

Der Helicopter flog wieder fort. Seine Aufgabe war erledigt. Aber welche war es gewesen? Was hatte die Besatzung der Maschine auf dem Dach zu suchen gehabt?

Suko quälten natürlich die gleichen Gedanken wie mich. Er nickte mir zu. »Okay, sehen wir nach.«

Diesmal zog ich die schwere Eisentür auf und schaute mir die Innenseite an. Ich konnte sehr gut erkennen, daß zahlreiche Kugeln gegen das Metall gehackt hatten. Dort war der Rost abgesplittert, und das Eisen zeigte sogar kleine Beulen.

Suko sah ebenfalls nach. Er fuhr mit der Hand durch sein Haar.

»Junge, das war knapp.«

»Sogar noch knapper«, erwiderte ich.

Wir hörten den Hubschrauber. Seine Fluggeräusche wurden als Schall über den weiten Himmel geleitet und verflogen.

Diesmal schritt ich schneller die Leiter hoch, ließ eine gewisse Vorsicht nicht außer acht, denn ich rechnete damit, daß jemand von der Besatzung zurückgeblieben war.

Dem war nicht so.

Weder eine lebende noch eine tote Gestalt war auf dem flachen Dach zu erkennen.

Leer lag es vor meinen und wenig später auch vor Sukos Blicken.

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Das ist doch nicht wahr. Die sind tatsächlich nur gekommen, um sich die Leiche zu holen?«

»Sieht so aus.«

»Sogar die Kleidung haben sie mitgenommen.« Suko setzte sich bei diesem Satz in Bewegung und schritt kopfschüttelnd das Dach ab. Einige Male hob er die Schultern und schaute mich an, als würde ich ihm die Erklärung geben können.

»Vielleicht war sie nicht tot!« rief ich.

»Aber wir haben sie beide untersucht.«

»Gründlich?«

»Nun ja…« Suko zuckte mit den Achseln. »Wenn man es genau nimmt, nicht.«
»Eben. Und sie haben mit der Toten etwas vor, wenn sie überhaupt tot war. Möglicherweise können wir es auch mit einem Zombie zu tun gehabt haben, denn verbrannt ist die Frau nicht, als sich die Wirkung des Feuers veränderte, das haben wir beide gesehen.«
Suko blieb wieder neben mir stehen. Er fragte, während er sich im Kreis drehte und gegen den Himmel schaute: »Sag mal, hast du eigentlich den Hubschrauber genauer gesehen?«
»Dazu blieb mir nicht die Zeit. Dir denn?«
»Eigentlich nicht«, meinte Suko und dehnte die Antwort etwas, so daß ich dahinter einiges vermutete.
»Demnach ist dir doch etwas aufgefallen.«
»Stimmt. Ich glaube, gesehen zu haben, daß der Hubschrauber eine Beschriftung aufgewiesen hat.«
»Wie das?«
»Jede Maschine besitzt eine Markierung. Damit man weiß, wo sie herstammt.«
»Und diese hier?«
»Hatte, wenn mich nicht alles täuscht, arabische Schriftzeichen. Die Maschine selbst war dunkel, die Schrift heller. Nur daher konnte ich sie erkennen.«
»Aber du bist dir nicht sicher?«
»Nein, leider nicht. Deshalb ja meine Frage an dich, ob du da mehr gesehen hast.«
»Tut mir leid.« Ich knetete mein Kinn. »Wenn wir einmal davon ausgehen, daß du mit deiner Vermutung recht behältst, Suko, mit wem könnten wir es dann zu tun haben?«
»Das müssen wir herausfinden.«
»Klar, aber man kann ja Vermutungen anstellen.«
»Und die lauten?«
»Vielleicht war es eine arabische Terror-Bande, die sich hier in London etabliert hat.«
»Was sollten die denn mit Lilith zu tun haben?« fragte Suko erstaunt.
Ich schaute auf meine Schuhspitzen. »Das sag mal nicht. Ich erinnere mich an den Fall, als ich Bill Conolly aus dem Vorhof der Hölle holte und wir in Schottland dem Golem begegneten. Da hatte sich auch in den Bergen eine Terrorgruppe verschanzt. Sie stand ebenfalls mit Schwarzer Magie in Verbindung. So weit hergeholt ist das nicht, wie mir scheint.«
»Könnte stimmen.«
»Muß aber nicht«, sagte ich und streckte Suko meine Hand entgegen. »Komm, ich nehme das Kreuz wieder an mich.«
Der Inspektor lächelte, als er in seine Tasche griff. »Bist du endlich

wieder der alte?«
»Fast.«
Suko holte das Kreuz hervor und legte es auf meine ihm zugedrehte Handfläche. Beide schauten wir auf den wertvollen Talisman, und beide sahen wir die erneute Veränderung.
Das L in der Mitte war verschwunden!
»Verdammt, das ist doch ein Wahnsinn!« Ich schüttelte den Kopf.
Wir wurden hier manipuliert, ohne daß wir es merkten. Auch die Dreiecke und die anderen Symbole waren nicht wieder erschienen.
Die Mitte des Kreuzes blieb einfach leer.
»Und jetzt?« fragte Suko.
»Ich weiß es nicht. Ich weiß es ehrlich nicht, was das alles soll. Will man uns zum Narren halten?«
»Wenn es das nur wäre.«
»Du meinst, es würde ein gefährliches Spiel mit uns getrieben?« hakte ich nach.
»Bestimmt.« Suko deutete auf das Kreuz. »Im Moment befindet es sich in einer inaktiven Ruhelage. Ich kann mir auch gut vorstellen, daß dies nicht so bleiben wird. Wenn unsere Gegner etwas von uns wollen, werden sie eingreifen.«
»Sprich in der Einzahl und sage Lilith.«
»Auch das.«
»Dann müßte ich eine Gegenbeschwörung versuchen.«
Suko war skeptisch. »Du willst das Kreuz beschwören?«
»Bleibt mir etwas anderes übrig?«
Mein Freund atmete scharf aus. »Verdammt, John, das ist harter Stoff. Na ja, mal sehen.«
»Aber nicht jetzt.« Ich lächelte. »Wir sollten zusehen, daß wir das Haus hier verlassen.« Ich steckte das Kreuz wieder ein. Um den Hals hängte ich es mir bewußt nicht. Sollte irgendeine Gegenreaktion der anderen Seite erfolgen, mußte ich in der Lage sein, das Kreuz so rasch wie möglich wieder verschwinden zu lassen.
Diesmal stiegen wir die Leiter wieder normal hinab und klopften auch unsere mitgenommene Kleidung aus. Dennoch blieb der meiste Schmutz darin hängen. Treppen hinunterzulaufen ist nicht so schwer wie steigen. Verständlicherweise hatten wir es eilig, dennoch ließen wir eine gewisse Vorsicht walten. Bei unseren unbekannten Gegnern mußten wir mit allem rechnen und auf jede Überraschung gefaßt sein.
Abermals nahm uns sie Leere und die zugige Kälte dieses halbfertigen Hauses auf. Unsere Kleidung war zu dünn. Der Wind schnitt hindurch und biß auf der Haut. Abermals wehte uns der Geruch von Kalk, Mörtel und Betonstaub entgegen.
Auch jetzt schauten wir wieder in die langen Flure und Gänge hinein, wo sich die offenen Eingänge der Wohnungen gegenüberlagen. Suko

war es, der mich auf eine Idee brachte. »Könnte es sein, daß sie auch den anderen Toten abgeholt haben?«

»Damit rechne ich eigentlich nicht. Dein V-Mann ist, so schlimm es auch klingt, auf normale Art und Weise gestorben. Im Gegensatz zu dieser Gladys Verly. Hinter ihrem seltsamen Ableben steckt viel mehr, als wir bisher ahnen.«

»Das glaube ich mittlerweile auch.«

Wir gingen weiter. Wieder hielten wir uns nahe der Wand.

Gegenüber gähnte der Abgrund des Treppenschachts. Auf meinen Lippen schmeckte ich den Staub. Er war auch in den Mund gedrungen, knirschte zwischen den Zähnen, und dann blieb Suko stehen.

Sehr plötzlich, ich drehte mich noch zur Seite, sonst wäre ich gegen ihn gelaufen.

In welchem Stockwerk wir uns befanden, konnte ich nicht sagen.

Jedenfalls hielten wir uns an der Einmündung eines Flurgangs auf, der wie ein dunkler Schacht in die Tiefe stach.

»Was hast du?« Ich hatte bei der Frage meine Stimme gesenkt.

Suko deutete mit dem abgespreizten Daumen in den Gang hinein.

»Da lauert etwas!«.

»Und was?«

Er hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung, aber es ist vorhanden. Ich glaube sogar, Stimmen gehört zu haben.«

»Okay, schauen wir nach.«

Diesmal waren wir beide sehr gespannt. Ich ärgerte mich nur darüber, daß ich nicht lautlos gehen konnte, weil unter den Sohlen der Mörtel knirschte und jedes Geräusch durch die kahlen Wände noch verstärkt wurde.

Man mußte uns einfach hören…

Beide atmeten wir nur sehr flach. Unsere Gesichter waren gespannt, als wir in die erste Wohnung schauten. Ich trat hinein, während Suko sich die Wohnung gegenüber vornahm.

Ich fand einen leeren Raum und sah auch die offenen Türen zu den anderen Zimmern.

Meine Schritte setzte ich vorsichtig. Jeden Augenblick rechnete ich damit, von einer Gefahr erfaßt zu werden. Auch ich spürte, daß sich innerhalb dieser äußerlich so leeren Wohnung etwas tat. Erkennen oder begreifen konnte ich es nicht.

Ich war schon auf dem Rückweg, als ich es spürte. Es war nicht die Botschaft von draußen, sie drang praktisch aus mir selbst in mein Gehirn, zugleich spürte ich innerhalb der Jackentasche das Vibrieren.

Genau dort steckte das Kreuz.

Meine Hand befand sich schon auf dem Weg, als ich dennoch zögerte, da ich ein wenig Furcht davor bekam, das Kreuz wieder zwischen die Finger zu nehmen.

Sehr behutsam zog ich es hervor. Zuerst fiel die Kette auseinander, dann erschien das Kreuz und ich hielt es so, daß mein Blick von vorn und direkt darauf fallen konnte.

Wieder hatte es sich verändert.

In der Mitte glühte das L!

Obwohl ich es nur mehr an der Silberkette hielt, hätte ich es fast fallen lassen. Es kostete mich Überwindung, es trotzdem zu halten, und das war auch gut so.

Jemand sprach zu mir.

Zunächst wollte ich es nicht glauben, weil es einfach unwahrscheinlich war, bis ich feststellte, daß die zu mir sprechende Stimme nicht aus irgendeinem anderen Zimmer drang, sondern aus der Mitte des Kreuzes, das ich festhielt.

Aus dem L.

»Ich begrüße dich als Gefangenen meines Reiches, John Sinclair. Willkommen, Geisterjäger…«

Eine Frauenstimme hatte gesprochen.

Lilith!

***

»Du warst gut, Puppe!«

Der Mann mit dem fetten Bauch fügte noch ein Lachen hinzu, bevor er einen Bademantel über seinen nackten Körper schlang und nach nebenan verschwand, wo sich der Duschraum befand.

Gloria Gibson lächelte. Doch nur so lange, bis die Tür hinter ihrem »Gast« zugefallen war, dann nahm sie auf dem Bett mit der roten zerwühlten Decke Platz, schickte einen gezischten Fluch hinter dem Kerl her und schaltete per Fernbedienung den Recorder aus.

Der Film, der auf dem kleinen Monitor lief und zur Hardcore-Ware gehörte, verschwand.

Auch Gloria wickelte ein Badetuch um ihren nackten Körper. Sie saß da, schüttelte sich und vergrub das Gesicht in beide Hände. Für einen Moment begann sie heftig zu weinen, während nebenan die Dusche rauschte und die dröhnende Singstimme des Kunden das Torero-Lied aus der Oper »Carmen« schmetterte.

Gloria hob nach einer Weile ihren Kopf. Die blonden Haare waren zu Locken gedreht und umrahmten ihr Puppengesicht, auf dem jetzt ein matter Schweißfilm lag.

Sie war noch so jung.

Genau einundzwanzig Jahre. Viel zu jung, um ein Leben zu führen, das in gewissen Filmen stets als so toll dargestellt wurde und in Wirklichkeit noch mieser war, als daß man sich überhaupt eine Vorstellung davon machen konnte.

Der angebliche Luxus, den es in diesem Bordell gab, war nur Schein.

Hinter der Fassade regierte die nackte Gewalt, seit einigen Wochen auch noch etwas anderes.

Etwas, das keinen Namen besaß, aber schlimm war.

Die Mädchen nannten es das Böse…

Es war da, es lauerte, und es hatte schon einige der Dirnen in seine Gewalt gebracht.

Gloria wollte nicht. Sie arbeitete etwa seit einem Jahr in diesem Bordell, das sich Club International nannte. Aufgefallen war sie in einer Peep Show, in der sie sich abends zur Schau stellte, um ihr Gehalt als Verkäuferin aufzubessern.

Man hatte sie gefragt, ob sie nicht tauschen wollte. Die miese Spanner-Show gegen den Luxus eines exklusiven Clubs. Sie hatte eingewilligt und war zusammen mit ihrer Freundin Diane Neerland in dieses Edelbordell umgezogen.

Nach einem halben Jahr hatten beide Mädchen den Durchblick gehabt und waren zu der Überzeugung gelangt, daß sich dieser Club kaum von der Peep Show unterschied. Hier mußten sie zumeist Dinge tun, die viel schlimmer waren, und sie beschlossen, irgendwann zu verschwinden.

Das war leichter gesagt, als getan, denn im Club herrschte ein brutales Management. Mädchen konnten nicht gehen, wann sie wollten. Sie mußten so lange warten, bis die Clubleitung ihrer überdrüssig wurde. Das geschah dann, wenn die Mädchen nicht mehr so gefragt waren.

Gloria und Diana waren gefragt. Ihre Jugend und ihr etwas kindhaftes Aussehen gereichten ihnen zum Vorteil. Die Gäste und Kunden standen auf sie, besonders dann, wenn sie auf schüchtern machten.

Alles hat einmal sein Ende. Beide Mädchen hatten sich fest vorgenommen zu fliehen.

Gloria warf noch einen Blick auf die Tür zur Dusche. »Du warst der letzte«, flüsterte sie. »Keinen mehr, das kann ich schwören.« Mit einem Ruck stand sie auf.

Sie schaute noch einmal auf das rote Bett, atmete die parfümgeschwängerte Luft ein und schüttelte sich, als hätte sie Fieber bekommen. Wie sie dieses angebliche Luxus-Apartment haßte. Es war furchtbar. Nie mehr wollte sie zurückkehren.

Ihren Dienst hatte sie erfüllt, und Geld bekam sie von dem Kunden nicht. Das lieferte er zuvor an der zentralen Zahlstelle ab, wo der Kassierer saß und die Scheine an sich nahm.

Die Mädchen bekamen auch etwas. Einen Hungerlohn im Vergleich zu dem, was sie wirklich einnahmen.

Noch immer rauschte die Dusche. Und noch immer sang der Typ das Torero-Lied. Am liebsten hätte Gloria eine Waffe genommen und

durch die Tür gefeuert. Aber der Mann konnte ja nichts dafür.

Nicht ihn mußte sie hassen, sondern sich selbst und auch die Umstände, die sie zu dem gemacht hatten, was sie jetzt war.

Das sollte nicht mehr lange andauern. Sie und ihre Freundin Diana hatten vor, noch an diesem Abend zu verschwinden. Es war der einzige in der Woche, der ihnen zur freien Verfügung stand. In London konnten sie nicht bleiben, das war zu gefährlich, da das Management seine Finger überall hatte.

Gloria verließ den Raum. Sie betrat einen Flur, der dem eines Hotels glich. Zahlreiche Zimmer, Spielwiesen genannt, lagen rechts und links des Gangs. Auch hier brannte rötliches Licht. Zwischen zwei Türen stand ein fahrbarer Wagen mit einem Sektkühler darauf.

In dem Gefäß schwammen einige Eisstücke.

Manchmal hörte Gloria das Lachen ihrer Kolleginnen. Es gab einige unter ihnen, denen die Arbeit Spaß machte, die meisten allerdings widerte dieser Job an.

Gloria mußte bis zum Ende des Ganges durchschreiten, um in den Teil des Hauses zu gelangen, wo die Zimmer der Mädchen lagen. Dabei war der Begriff Zimmer übertrieben. Zu zweit hausten sie in Buden, in denen auch nichts Persönliches war und zum Teil die Heizungen nicht einmal funktionierten. Eine Schikane der Clubleitung, denn die Leute wollten, daß sich die Mädchen an ihren »Arbeitsplätzen« wohler als auf den Zimmern fühlten.

Die Tür war nicht verschlossen. Gloria drückte sie auf und betrat eine andere Welt. Die Sohlen der Clocks an den nackten Füßen schleiften über einen abgenutzten Teppichboden. Milchigweiße Wandleuchten gaben Licht. Die einzelnen Zimmertüren waren schmal, lagen dicht nebeneinander, und die ganze Aufmachung erinnerte Gloria an einen Knast. Fehlten nur noch die Gitter an den Türen.

Über ihre nackten Schultern rann ein Frösteln. Das Badetuch reichte ihr von der Brust bis zu den Hüften. Sie hatte dummerweise ihren Hausmantel im Zimmer vergessen.

So schnell es ging, lief sie zur vorletzten Tür, wo Diana und sie lebten.

Bevor sie eintrat, wurde die Tür gegenüber aufgestoßen. Leila, das Halbblut, ging zum Dienst. Sie war eine Kanone im Club. Ein heißes Geschöpf, das die Haare zu kleinen Bändern zusammengeflochten hatte, in denen Perlen schimmerten. Das Gesicht war breit, die Lippen aufgeworfen. Selten gab es wohl Frauen oder Mädchen, die einen so lasziven Gesichtsausdruck besaßen.

»Schon Feierabend?« fragte sie.

Gloria lauschte der rauchigen Stimme nach. Damit machte Leila jeden Mann schwach. Auch mit ihrer Aufmachung. Sie trug Strapse, knallrote Strümpfe, ein knappes Oberteil aus ebenfalls roter Spitze und

einen Hauch von einem Tanga-Slip. Über den Arm hatte sie ein dünnes Kleid aus roter Seide hängen, das ebenfalls durchsichtig war.

Gloria zwang sich zu einem Lächeln. Sie dachte daran, was man sich von Leila erzählte. Angeblich sollte sie die Vertraute des Chefs sein. Man durfte ihr nicht zu viel sagen. »Ja, ich habe für heute genug getan.«

»Gut.« Leila tätschelte Glorias Wange. »Wie viele Kunden hattest du denn?«

»Vier.«

»Das ist Durchschnitt.«

»Ich weiß.«

Der Mischling legte einen Finger unter ihr Kinn und schaute sie aus großen Augen an. »Na ja, vielleicht werden es morgen mehr. Es wäre dir zu wünschen, Darling.« Dann ging sie…

Verdammtes Biest, dachte Gloria, als sie dem Halbblut nachschaute. Leila schwang mit den Hüften, und sie streifte während des Gehens ihr dünnes Kleid über.

Leila war ein Biest. Zudem gehörte sie zu den Personen, denen die Arbeit Spaß machte, und sie stand – daran glaubte Gloria fest –, unter dem Einfluß des Bösen, des anderen.

Auch ihre Freundin Diana und sie hatten etwas davon gespürt.

Man hatte sie locken wollen mit süßen gefährlichen Träumen, doch sie waren bisher immer davor zurückgeschreckt. Obwohl Diana schon bald daran zerbrach.

Auch jetzt, als Gloria die Tür ihres gemeinsamen Zimmers öffnete. Mit einem Schrei fuhr Diana in die Höhe. Die Whiskyflasche riß sie gleich mit. Da die Flasche nicht verschlossen war, schwappte Alkohol aus der Öffnung, rann über ihre Hand und klatschte auch auf das Bett, wo das Zeug versickerte.

»Himmel, hast du mich erschreckt!« Mehr sagte Diana nicht. Sie preßte ihre Hand gegen die Brust und schüttelte den Kopf.

»Weshalb hast du nicht vorher angeklopft?«

»Muß ich das?« Glorias Stimme klang scharf, als sie die Tür zudrückte. Mit zwei Schritten war sie bei Diana, riß ihr die Flasche aus der Hand und ließ den Whisky in ein Handwaschbecken gluckern, ohne sich um die Proteste ihrer Freundin zu kümmern. Die leere Flasche warf sie anschließend in den Papierkorb.

Diana saß steif auf der Kante des zweiten Betts. Das Mädchen besaß blonde Haare, ebenso wie ihre Freundin, und viele verwechselten die beiden. Aus diesem Grund hatten sie den Namen Zwillinge bekommen. Im Gegensatz zu Gloria hatte sich Diana bereits umgezogen. Ihr Kleid besaß eine violette Farbe, schmiegte sich sehr eng um den schlanken Körper und ließ erkennen, daß sie darunter nichts trug. Ihre Füße steckten in dunklen, glänzenden Schuhen.

Gloria sagte nichts. Sie öffnete eine Seite ihres Schranks und ließ das Badetuch zu Boden fallen. Ein Frösteln rann über den nackten Körper und bildete dort eine Gänsehaut.

Diana, die auf ihren Rücken schaute, begann zu lachen. »Wenn du frierst, mußt du einen Schluck nehmen, Kleines.«

»Hör damit auf.«

Diana lachte girrend. »Du gönnst mir auch gar nichts. Bist wie meine Mutter damals. Immer streng und so komisch.«

Gloria holte ein Kleid aus dem Schrank. Es hatte den gleichen Schnitt wie das von Diana. Etwas anderes anzuziehen, war den Mädchen nicht möglich, ansonsten hing im Schrank nur mehr »Berufskleidung«. Damit konnte sich kein Mädchen auf die Straße wagen, ohne aufzufallen.

Der Stoff besaß eine grüne Farbe. Gloria mußte sich räkeln und drehen, um überhaupt hineinschlüpfen zu können. Mit zwei Fingern zupfte sie noch die Falten zurecht, dann nickte sie ihrer Freundin zu. »Komm jetzt!«

»Wohin?«

»Wir gehen.«

»Was?«

Gloria Gibson stand dicht vor einer Explosion. Sie trat so schnell an das Bett heran, daß sie nicht mehr an die tiefhängende Lampe dachte und sich den Kopf stieß, so daß die Lampe in Bewegung geriet und von einer Seite auf die andere schwang. »Hatten wir nicht ausgemacht, heute nacht noch zu verschwinden?«

Eingeschüchtert zog sich Diana ein wenig zurück. »Nun ja, ich erinnere mich, aber war es dir so ernst damit?«

Gloria holte tief Luft, bevor sie ihren Oberkörper nach unten beugte und den Kopf vorstreckte. »Glaubst du denn, ich spaße mit diesen Dingen? Es geht hier um unsere Existenz. Ich habe keine Lust, den Rest meines Lebens in einem Puff zu verbringen.« Obwohl sie am liebsten laut geschrien hätte, hielt sie sich zurück, was sie Mühe kostete.

»Okay, du hast ja recht, aber ich bin so müde!«

Glorias Hand schnellte vor. Die Finger gruben sich in das weiche Fleisch an der rechten Schulter. »Jetzt mach mal keinen Unsinn, Mädchen, und sei vernünftig. Wir haben beschlossen, von hier zu verschwinden.« Sie schüttelte Diana bei jedem Wort. Deren Gesicht verzog sich. »Du tust mir weh, Gloria.«

»Das ist mir egal. Ich will auch wissen, wieviel du getrunken hast? Los rede!«

»Kaum der Rede wert…«

»Rede Diana!«

»Ich weiß es wirklich nicht, denn ich habe nicht nachgezählt und nur

aus der Flasche getrunken.«
»Die war zu einem Drittel leer.«
»Kann stimmen.«
Gloria ließ ihre Freundin los. Sie schüttelte einige Male den Kopf und preßte ihre Fäuste gegen die Stirn. »Das darf einfach nicht wahr sein. Da plant man, da rechnet man nach, da sucht man sich den günstigsten Augenblick heraus, und dann kommt so etwas. Verdammter Mist.« Sie schlug mit der Faust auf den Tisch.
»Dann gehen wir eben morgen«, schlug Diana vor.
Scharf fuhr Gloria herum. »Nein, wir gehen nicht morgen. Wir gehen heute. Die Voraussetzungen sind günstig, zum Teufel. Leila ist nicht da. Niemand wird uns beobachten, wenn wir verschwinden – niemand…«
»Ja, ja, ich gehe ja mit.« Diana drehte sich und stemmte sich in die Höhe. Sie stand nicht sicher, fuhr mit den gespreizten Fingern durch ihr Haar und schüttelte den Kopf. »Ich brauche eine Tablette«, sagte sie mit weinerlicher Stimme.
»Toll! Tabletten und Alkohol. Das putscht so richtig auf und macht an. Du kommst noch bis zu einem Kreislaufkollaps, wenn du so weitermachst. Heute gibt es keine Pillen.«
»Nur eine – bitte!«
»Ich habe nein gesagt!«
»Dann leck mich doch…« Diana Neerland wurde sauer, drehte allerdings ab und ging auf die Tür zu.
Ihr Gang war unsicher, sie schlenkerte mit den Armen und würde bestimmt Unsinn machen, wenn es Gloria nicht gelang, sie von ihrem Vorhaben abzuhalten.
»Moment, Mädchen, so haben wir nicht gewettet.« Bevor Diana die Tür öffnen konnte, war Gloria bei ihr und schleuderte sie zurück.
»He, was…«
»Ich mache das. Verstanden?«
»Ja, ja… nichts gönnst du mir.«
Gloria war sauer. Sie hörte nicht mehr hin, was die Freundin noch von sich gab. Der Plan begann jetzt schon zu schwimmen, und sie fürchtete, daß er nicht mehr in Erfüllung gehen könnte. Am liebsten hätte sie Diana zurückgelassen. Das ging auch nicht. Man brauchte ihr nur drei harte Fragen zu stellen, dann kippte sie um. Und die Typen, die sich auch Satans Mädchenfänger nannten, konnten sehr gezielt fragen.
Wenn Diana nicht getrunken hatte, war sie patent. In ihrem jetzigen Zustand allerdings war kaum etwas mit ihr anzufangen. Aus diesem Grunde beschloß Gloria, es mit einer Radikalkur zu versuchen. Bevor sich Diana versah, wurde sie gepackt und von Gloria in Richtung Waschbecken gedrückt. Sie stemmte sich zwar noch dagegen, hatte

jedoch keine Chance, als ihr Diana den Kopf nach unten drückte und den Hahn aufdrehte.

Dianas Protest erstickte in einem Gurgeln, als das Wasser in Mund und Nase drang.

»Bist du jetzt nüchtern?« fragte Gloria nach einer Weile, als sie den Kopf ihrer Freundin wieder anhob.

»Ja, ja, verdammt.«

Gloria schleuderte ihr ein Handtuch zu. »Hier, trockne dich damit ab, und dann verschwinden wir.«

Einwände hatte das andere Mädchen nicht mehr. Gloria nahm noch ihre Handtasche an sich, bevor sie sich zur Tür wandte und diese vorsichtig öffnete, um anschließend in den Gang zu schauen.

Nach beiden Seiten peilte sie, und sie sah auch das Auge der Fernsehüberwachung in einer Ecke. Das Management beobachtete nur, einer saß immer vor den Monitoren, aber die Kameras konnten nicht jeden Winkel des langen Flurs überwachen, das hatte Gloria herausbekommen. Wenn sie sich auf allen vieren bewegte, wurde sie nicht erfaßt.

Und das machte sie.

Ihre Freundin tat es ihr nach, obwohl sie protestierte, was ihr nicht half, denn sie mußte Gloria folgen. Der Fluchtweg war genau ausgekundschaftet worden, und Gloria hatte sich einen Zweitschlüssel für die stets verschlossene Tür am Gangende besorgt.

Dort änderte sie ihre Haltung wieder und stellte sich aufrecht hin.

Den Schlüssel schob sie in das schmale Metallschloß, er paßte glücklicherweise und hakte nur ein wenig nach, als sie die schwere Tür aufschloß.

Kalter Wind fuhr gegen die Körper der beiden Frauen und preßte den Kleiderstoff noch enger.

»Verdammt, ich friere!« beschwerte sich Diana.

»Halt die Klappe!«

»Wieso, ich…«

Gloria fuhr herum. Sie hatte ihre Hand schon zum Schlag gehoben, das Gesicht war verzerrt, und Diana zuckte ängstlich zurück.

»Ja, schon gut, ich sage ja nichts…«

»Das will ich auch gemeint haben. Ab jetzt hältst du den Mund und sagst keinen Laut!«

Noch löste sich Gloria Gibson nicht aus der Deckung der Tür. Sie wollte sehen, ob die Luft rein war.

So glänzend die Fassade des Clubs von außen wirkte, so mies war das Haus an der Rückseite. Hinzu kam die Umgebung. Ein alter Hinterhof, überladen mit Mülltonnen, Kisten und Kästen. Dazwischen parkten die Wagen des Managements. Elegante Schlitten.

Vom Mercedes über Jaguar bis zu Porsche und Ferrari.

Leider waren die Fahrzeuge abgeschlossen. Gloria hätte sich gern einen schnellen Flitzer geholt. Da dies nicht möglich war, blieb ihnen nur mehr die einzige Chance, es zu Fuß zu versuchen.
Keine angenehme Sache, zudem mußten sie über eine Brücke laufen, und dort gab es keine Ausweichmöglichkeit. Wenn sie die Chelsea Bridge einmal hinter sich hatten, konnten sie im dichten Grüngürtel des Battersea Parks verschwinden.
Bis zur Brücke war es noch weit. Es gab keine geschlossenen Häuserfronten oder Neubauten, sondern nur die alten Villen, die, manchmal auch versteckt, in den dicht bebaumten Vorgärten standen.
Obwohl beide Frauen vor Spannung und Kälte zitterten, schaute Gloria erst nach, ob die Luft rein war.
Tagsüber gefiel ihr dieser Hinterhof schon nicht. In der Nacht noch weniger. Die Finsternis lastete wie ein gewaltiger Sack auf dem Hof. Die erleuchteten Fenster des Clubs lagen allesamt auf der Vorderseite, hier hinten drang kaum ein Lichtstrahl in den Hof.
Alles war finster, die flachen Sportflitzer erinnerten in ihrer Ruhestellung an stumme Ungeheuer.
Vor den Lippen der beiden Flüchtlinge dampfte der Atem.
Gloria hatte sich vor ihrer Freundin aufgebaut. Sie faßte Diana an und schärfte ihr abermals ein, möglichst leise zu sein.
»Mach ich…«
»Dann komm…«
Im nächsten Augenblick verließen die beiden Mädchen die Türnische und liefen Hand in Hand los.
Jetzt kam es darauf an, ob Gloria Gibson richtig getippt hatte…

***

Leila, die Kanone aus dem Sexclub, war nicht nur als schärfste Nummer angesehen, sie besaß auch andere Qualitäten. Eine davon war das besonders ausgeprägte Mißtrauen.
Sie hatte die Begegnung mit Gloria Gibson nicht vergessen, und die kleine Blonde war ihr einfach zu verändert vorgekommen. Nicht so locker wie sonst, mehr unter Spannung stehend, und so etwas gefiel Leila überhaupt nicht. Sie hatte ihre Aufgabe zugewiesen bekommen, sie regelte alles, und sie wußte auch Bescheid.
Im Club wurde nicht nur Sex verkauft, hier hatte auch das Böse seinen Einzug gehalten.
Leila stand mit an der Spitze.
Es war ihr leider noch nicht gelungen, alle Mädchen einzufangen.
Zuletzt hatte sie bei Glady Verly das große Glück gehabt, aber sie wollte alle haben, denn so lautete ihr Auftrag.
Als sich das Halbblut von Gloria getrennt hatte, tat Leila so, als wollte sie den Flur durchqueren. Das geschah auch. Sie wartete dann

hinter der Tür einen Moment und kam wieder zurück.

Blitzschnell tauchte sie in eines der leeren Zimmer am Beginn des Gangs und wartete ab.

Die Tür hatte sie nicht völlig geschlossen. Spaltbreit und genauso weit stand sie offen, daß Leila, wenn sie in den Flur schaute, ihn in seiner gesamten Länge überblicken konnte.

Bisher hatte sie keinen Beweis, nur mehr eine Ahnung, die sich allerdings mehr und mehr verdichtete und dann zur Gewißheit wurde, als sie Geräusche eines vorsichtigen Türöffnens vernahm.

Zum Glück schleiften die Türen alle ein wenig, so daß es Leila sofort auffiel. Sie besaß die Nerven und wartete ab. Erst Sekunden später streckte sie ihren Kopf durch den Spalt, konnte jetzt noch besser sehen und erkannte die Rücken der beiden blonden Mädchen. Wenig später hatten Gloria und Diana die Tür geöffnet, um im Hinterhof zu verschwinden.

Für Leila lag es auf der Hand, daß die beiden türmen wollten. Das Halbblut spitzte seine aufgeworfenen Lippen und produzierte ein Speichelbläschen. In die Augen trat ein harter Glanz, denn sie wußte haargenau, was sie jetzt zu tun hatte.

Rasch verließ sie den Bereich der Zimmer und lief zurück in den Club. Sie kannte sich aus. Die eigentlichen Aufenthaltsräume mit Restaurant und Bar vermied sie und wandte sich dorthin, wo sich das eigentliche Leben abspielte und das Neue Einzug gehalten hatte.

Vor einer gepolsterten Tür blieb sie stehen. Sie drückte auf eine bestimmte Stelle, die nur wenige Eingeweihte kannten.

Im Innern des dahinter liegenden Raumes würde ein Signal ertönen und derjenige, dem der Besuch galt, konnte reagieren.

Schon bald öffnete sich die Tür. Sie schwang zur Seite, wie von Geisterhänden geleitet.

Leila hatte freie Bahn.

Ein Mann erhob sich. Er trug einen weißen Smoking, der im krassen Gegensatz zu seiner urlaubsbraunen Haut stand. »Was gibt es, Leila?«

»Zwei sind geflohen, Aldo!«

»Wer?«

»Gloria und Diana.«

»Dann war dein Verdacht doch richtig.«

»Genau. Sollen wir sie zurückholen?«

Der Mann im weißen Smoking begann schallend und scharf zu lachen. »Wir?« rief er. »Nein, wir holen die beiden nicht zurück. Das übernimmt ein anderer. Der Teufel…«

***

Ich kannte Luzifer und hatte schon sein schönes, dabei ungemein grausames Gesicht gesehen. Lilith kannte ich ebenfalls, diesmal sah

ich sie aber nicht. Ihre Stimme drang aus dem großen L in der Kreuzmitte, und es war auch ihre Stimme, denn ich erinnerte mich an das Haus, das ich damals betrat, nachdem ich von ihrer Existenz erfahren hatte.

Ich dachte über Lilith nach, konnte sie mir genau vorstellen, und es fiel mir immer schwerer, mein Kreuz an der Silberkette festzuhalten. Es hatte sich auf so schreckliche Art und Weise verändert, gehörte einfach nicht mehr zu mir, war ein anderes Teil geworden, und wieder überkam mich der Wunsch, es einfach fortzuschleudern.

»Ich freue mich sehr auf das Wiedersehen, Geisterjäger, das kann ich nicht oft genug wiederholen. Ich wußte, daß wir zusammenkommen. Die Fäden des Schicksals sind manchmal eng verknüpft. Du wirst mir nicht ausweichen können, Geisterjäger. Auch Asmodis kannst du nicht ausweichen, es tut mir sehr leid, mein Lieber…«

Die Worte drangen so glatt aus dem Unsichtbaren. Sie hörten sich direkt nett an, dennoch vernahm ich den Spott aus der Stimme. Ja, sie verhöhnte und verspottete mich.

Mich interessierten im Augenblick nicht ihre Pläne. Ich wollte nur wissen, was mit dem Kreuz geschehen war. Danach fragte ich sie.

»Was hast du mit meinem Kreuz angestellt, Lilith? Wie kommt es, das es dein Sigill trägt?«

»Soll ich sagen, Schwarze Magie? Es wäre wohl zu einfach für dich, nicht wahr?«

»Da hast du recht.«

»Trotzdem werde ich dir keine weiteren Hinweise geben. Du sollst mit der Tatsache leben, daß dein Kreuz kein Allheilmittel ist, wie du dir gedacht hast. Auch wir können es manipulieren. Man muß nur die richtigen Tricks dabei anwenden.«

Die richtigen Tricks…

Verdammt, da hatte sie nicht gelogen, denn sie hatte mir bewiesen, wie man dies anstellte. Mit Tricks konnte sie es schaffen, da überlistete das Böse sogar das Gute.

Ich hörte hinter mir Schritte, drehte mich um und sah Suko in der Türöffnung stehen. Wahrscheinlich hatte er unser Gespräch vernommen und kam, um nachzuschauen.

Er wollte etwas fragen, das sah ich seinem Gesicht an, doch ich schüttelte den Kopf und Suko verstand. Er hielt den Mund.

Noch hatte sich Lilith nicht gemeldet, aber ich hörte sie.

Es war schrecklich. Obwohl ich sie nicht sah, hatte ich das Gefühl, jemand würde dicht neben mir stehen und atmen.

Kein normales Luftholen, wie man es von einem Menschen her kennt. Dieses Atmen war als furchtbar anzusehen. So lang, so schluchzend, so anhaltend und schlürfend.

Während der Geräusche rann mir ein kalter Schauer über den

Rücken, und ich hatte Mühe, meine Furcht zu unterdrücken.
Suko kam näher.
»Vorsicht!« warnte ich ihn, »geh nicht weiter. Du weißt, daß sie gefährlich ist…«
»Ja, ich bin gefährlich!« hörte ich Liliths Stimme. »Und ich will euch noch etwas sagen. Luzifer hat sich entschlossen, die alten Zustände wieder herzustellen. Er will eingreifen, er wird eingreifen, er hat schon eingegriffen. Ich bin dabei, seinen Plänen zu folgen, und ich habe es in der Hand, eine Armee aufzubauen. Eine Armee des Schreckens. Menschen, die zu meinen Dienerinnen werden. Über Wikka, die ihr auch gekannt habt, kann ich nur lachen. Sie war ein Nichts, sie hat dem Teufel gehorcht, aber ich bin gleichgestellt mit Luzifer. Habt ihr gehört? Gleichgestellt!« Nach diesen Worten folgte ein scharfes, hallendes und grausames Lachen, das irgendwo in der Düsternis des Hauses mit einem schaurigen Echo verklang und ein letzter Gruß dieser gefährlichen und auch biblischen Gestalt war.
Ich schaute auf mein Kreuz!
Es hatte sich verändert.
Kein L war mehr zu sehen, wieder nur die leere Fläche, ohne die beiden ineinander verschachtelten Dreiecke mit den für mich noch fremden Symbolen herum.
Suko kam vor. »Verstehst du es jetzt, John?«
»Nein«, flüsterte ich.
Suko wußte natürlich, wie sehr ich an dieser Waffe hing. Wir konnten trotzdem nicht die Augen vor den Tatsachen verschließen.
»Sie scheint Macht über das Kreuz zu haben«, sagte er.
»Leider.«
Mein Freund blieb stehen. »Kann ich es mal haben?«
»Bitte.« Ich reichte es ihm. Suko wog es auf seinem flachen Handteller und schaute es sich genau an. »Es müßte doch herauszufinden sein, wie es möglich ist, daß eine Gestalt wie Lilith Macht über das Kreuz bekommen hat.« Er blickte mich an. »John, du warst doch in Babylon. Hast du da nichts herausgefunden? Hesekiel hat das Kreuz in seiner babylonischen Gefangenschaft hergestellt. Er mußte demnach etwas von Lilith oder der Großen Mutter gewußt haben.«
»Nur können wir ihn nicht fragen.«
»Das stimmt…«
Suko war ebenso nachdenklich geworden wie ich. Natürlich hatte der Prophet Hesekiel dem Guten gedient. Er war einer der wirklich großen Seher gewesen, aber auch ein Mensch. Und Menschen können sich irren. Menschen sind Versuchungen unterlegen, sie können ihnen nicht immer trotzen. Schon bei der ersten großen Schlacht zwischen Gut und Böse hatte Lilith mitgemischt. Sie hatte eine mit

entscheidende Rolle gespielt, sie war das Weibliche an sich, die Schlange in der Frau. Sollte sie den Propheten Hesekiel vielleicht bei der Herstellung des Kreuzes beeinflußt haben? Nicht als er an die vier Erzengel dachte, sondern an die anderen alten Mythologien, deren Machtsymbole ebenfalls in das Kreuz eingraviert worden waren. Hesekiel hatte weit in die Zukunft schauen können, er wußte, daß der Erlöser kommen würde, deshalb die Kreuzform, aber er konnte auch übertölpelt worden sein.

»Denkst du das gleiche wie ich?« erkundigte sich Suko.

»Möglicherweise.«

Mein Freund nickte. »Man wird Hesekiel unter Umständen hereingelegt haben. Das wäre natürlich schlimm, wir werden sehen.«

»Ich glaube trotzdem, daß mir nichts anderes übrigbleibt, als es zu beschwören.«

»Du meinst aktivieren?«

»Ja.«

»Und wann?«

Ich schaute auf meine Uhr. »Wir haben zwar nicht sehr viel Zeit verloren, aber uns ist klargemacht worden, daß wir keine Minute mehr verschenken dürfen, deshalb werde ich es hier und jetzt versuchen. Das müßte klappen, Suko. Ich will die Kraft der Erzengel gegen die der Lilith ausspielen.«

»Es könnte fatal werden«, warnte mich Suko.

»Ja.« Ich nickte. »Daran habe ich auch schon gedacht. Wenn ich die eine Kraft aktiviere, möchte ich, daß sie sich gegen die andere stellt. Unter Umständen hat mein Kreuz darunter zu leiden. Ich rechne auch damit, daß sich die Kräfte möglicherweise neutralisieren.«

»Und du gar nichts mehr hast.«

»Genau.« Beiden war uns nicht wohl. Wahrscheinlich trug ich einen ähnlichen Gesichtsausdruck zur Schau wie Suko, denn mein Partner war bleich geworden. Die Lippen bildeten zwei blasse Striche, die aufeinanderlagen. Seine Wangenmuskeln zuckten, er hatte die Stirn in Falten gelegt und atmete einige Male scharf ein.

»Bitte, gib es mir wieder!« Stumm reichte mir der Freund das Kreuz entgegen. Als ich es in der Hand hielt und darauf schaute, kam es mir vor wie ein fremder Gegenstand. Ich spürte im Hals das Kratzen, den dicken Kloß, der einfach nicht weichen wollte. Noch nie im Leben war es mir so schwergefallen, die entsprechenden Worte über die Lippen zu bringen. Auch ich hatte Angst, daß etwas Unvorhergesehenes geschehen würde.

Die Fläche in der Mitte lag frei. Nichts konnte ich erkennen. Kein Zucken, kein Vibrieren, keine Abbildung irgendeines Gegenstandes, nur die freie, silberne Fläche.

»Traust du dich nicht?« fragte der Chinese. »Es ist so verflucht

schwer.«
»Kann ich mir vorstellen. Mach es trotzdem.« Ich holte noch einmal tief Luft, schaute mich um in diesem kahlen, leeren Raum, in dem es nach Mörtel, Beton und Kalk roch und zudem noch zugig war. Vielleicht stieß ich auch ins Leere, und alles war eine gigantische Falle, die man mir gestellt hatte.
Suko war zurückgegangen. Er hielt sich dicht an der Wand auf und nur eine halbe Schrittlänge von der Tür entfernt. Er schaute mich scharf an, ich sah sein Nicken, überwand mich selbst und sprach die alles entscheidende Formel.
»Terra pestum teneto – Salus hic maneto…«

***

Zum erstenmal atmeten die beiden flüchtenden Mädchen auf, als sie den Hinterhof passiert hatten. Es war nichts geschehen. Niemand hatte sie angegriffen oder sich ihnen in den Weg gestellt. Sie hatten das Gebäude sogar umrunden können und standen nun am Rand des Grundstücks, wo sie erst einmal tief durchatmeten.
»Bist du okay?« fragte Gloria ihre Freundin.
Diana Neerland holte tief Luft, legte den Kopf in den Nacken, öffnete den Mund noch weiter und sagte Worte, die Gloria nicht verstand. Diana war fertig. Sie besaß längst nicht die Kondition einer Gloria Gibson. Das Leben im Club hatte sie gezeichnet. Besonders der Alkoholgenuß und das zahlreiche Qualmen der Zigaretten.
Das kostete Tribut. Gloria half ihr dabei, indem sie ihrer Freundin auf den Rücken schlug, damit sie durchhusten konnte.
»Verdammt, nicht so laut!« zischte die Gibson.
Diana schüttelte den Kopf, kam hoch und bog ihren Oberkörper durch. »Du hast gut reden, Mädchen, aber ich bin fertig.«
»Das ist deine Schuld.«
»Wieso?«
»Ich habe dich gewarnt, aber du konntest nicht hören. Hör auf mit dem Saufen und…«
»Andere fixen.«
»Das ist für mich kein Maßstab.« Gloria wechselte das Thema.
»Kannst du denn wieder?«
Diana Neerland legte ihren Kopf in den Nacken, atmete stark ein und aus, wobei sie nickte. »Es muß wieder gehen, weißt du. Ich bin zwar nicht die Frischeste, aber weiter.«
»Okay, komm…«
Die Mädchen standen günstig. Noch wurden sie vom angepflanzten Buschwerk der kleinen Parkanlage, in der der Club lag, gedeckt.
Licht erreichte sie nicht. Die beiden großen Laternen leuchteten weiter vorn, wo sich auch der repräsentative Eingang befand. Gar

nichts deutete auf ein Edelbordell hin. Man brauchte als Gast nicht in die anderen Räume zu gehen, sondern konnte auch normal sitzen, etwas essen und trinken.

Doch hinter der Fassade brodelte es gefährlich…

Der Boden war weich. Regen hatte ihn so werden lassen, und die Schuhe der Frauen blieben oft genug stecken. Erst als sie einen schmalen Pfad erreichten, konnten sie besser laufen.

Natürlich wußten beide, daß sie noch nicht in Sicherheit waren.

Das dauerte eine Weile. Sie würden es erst sein, wenn sie die Brücke überquert hatten.

Und die war noch weit.

Gloria ging vor. Sie hatte ihre Freundin an die Hand genommen, und Diana stolperte oft genug hinter ihr her. Fragen stellte sie nicht, den Weg hatte Gloria ausgekundschaftet.

Nach einigen Minuten hatten sie das Gelände hinter sich gebracht und befanden sich nun dort, wo die Auffahrten zur Chelsea Bridge ein Wirrwarr aus schmalen Betonschleifen bildeten. Dazwischen war Rasen gesät worden.

Um auf die höher gelegene Brücke zu gelangen, mußten sie einen angeschütteten und ebenfalls mit Rasen bedeckten Hang hoch. Danach erreichten sie die Chelsea Bridge Road, die auf die Brücke zuführte.

Sie blieben am Rand einer Straße stehen. Diana fror wie ein Schneider. Man hörte sogar das Klappern ihrer Zähne.

»Was hast du?« fragte Gloria.

»Verdammt, ich brauche einen Schluck.«

»Und ich ein Auto.«

»Wieso?«

»Ich will mitgenommen werden. Was meinst du, wie schnell sie uns haben, wenn wir zu Fuß unterwegs sind.«

»Stimmt auch wieder.«

Chelsea gehört zu den vornehmen Londoner Wohngegenden. Es ist ein ruhiges Pflaster, das bezieht sich auch auf den Autoverkehr.

Bisher war ihnen noch kein Wagen entgegengekommen. Nur in der Ferne, wo die Brücke lag, sahen sie hin und wieder die langen Lichtstreifen vorbeifahrender Autos.

Dann kam doch einer.

Diana wollte auf die Fahrbahn springen, als sie das Fahrzeug in die Kurve einbiegen sah, doch Gloria hielt sie fest und zog sie sogar noch zurück.

»Verdammt!« schimpfte Diana. »Ich dachte, du wolltest…«

»Ja, es können auch welche aus dem Club in der Karre sitzen, Mensch.«

»Woher weißt du das? Und wieso siehst du das in der Dunkelheit?«

»Ich erkenne die einzelnen Wagen an der Form ihrer Scheinwerfer.

Und jetzt halt den Mund!«

Beide Mädchen hatten sich so hingestellt, daß sie von einem Rhododendronbusch gedeckt wurden. Das Licht der Autoscheinwerfer glitt näher, kam in einem weiten Bogen und erfaßte Gloria Gibson, die sich entschlossen hatte, zwei Schritte vorzugehen.

Sie blieb stehen, winkte, wobei ihrer Freundin ein Stein vom Herzen fiel. Der Wagen gehörte nicht zum Club. Deshalb löste sich auch Diana Neerland aus der Deckung.

Neben der Freundin blieb sie stehen, die ihren rechten Arm erhoben hatte und praktisch in den hellen Scheinwerferteppich hineinwinkte. Wenn der Fahrer nicht blind war, mußte er die beiden Frauen sehen. Und welcher Mann fuhr in solch einer Situation vorbei, falls nicht gerade seine Frau mit im Wagen hockte?

Eine gewaltige Lichtfülle ergoß sich über die beiden Frauen. Sie war wie ein heller Teppich, blendete, so daß sich Gloria gezwungen sah, die Hand vor die Augen zu halten, während Diana den Kopf wegdrehte.

Und der Fahrer stoppte.

Er hatte nicht so schnell reagiert, deshalb war er an den Frauen vorbeigefahren. Die Heckleuchten glühten wie rote Augen. Unter ihnen quoll eine weiße Fahne aus dem Auspuff.

Gloria stieß Diana an. »Los, Kleine, den werden wir uns mal näher anschauen.«

Sie liefen sehr schnell. Noch bevor sie den Wagen erreichten, wurde die Beifahrertür von innen aufgestoßen. Im Herankommen erkannte Gloria das Fabrikat.

Es war ein deutscher Wagen, ein Mercedes.

»Steigt ein, Ladies!« hörten sie eine ihnen unbekannte Männerstimme.

Dem Ratschlag folgten die beiden Frauen schnell. Nur nahmen sie auf der Rückbank Platz, was dem Fahrer wohl nicht paßte, denn er ließ einen Laut der Enttäuschung hören, als er die Beifahrertür wieder zuwarf. Dann drehte er den Kopf.

In der Dunkelheit war er für die beiden Mädchen schlecht zu erkennen. Sie sahen, daß es sich um einen älteren Typ handelte, der noch eine flache Schirmmütze trug. Sein Gesicht darunter hatte sich zu einem breiten Grinsen verzogen. Es wirkte wie ein schwammiger Pfannenkuchen. Auf der Oberlippe wuchs ein schmaler Bart.

»So, wohin darf ich die beiden Hübschen bringen?«

»Egal«, antwortete Diana. »Wo fahren Sie denn hin?«

»Ich muß raus aus London. In Richtung Küste. Morgen früh hole ich jemand aus Dover ab.«

»Dann fahren Sie bis dorthin?«

»Richtig.«

»Wir auch«, sagte Diana.
»Und ich übernachte auch in Dover. Ich kenne da ein kleines Hotel. Wenn es euch nichts ausmacht und ihr…«
»Wir übernachten gern mit Ihnen.« Diana streckte einen Arm aus und berührte die Schulter des Mannes, während sie ihrer Freundin einen kurzen Blick zuwarf. »Nicht wahr, Gloria?«
»Klar.«
»Okay, Ladies. Ihr könnt mich Robby nennen.«
»Wir sind Diana und Gloria.«
»Und wo kommt ihr her?«
»Von dahinten«, sagte Gloria. Sie deutete durch die Scheibe. »Wir hatten keine Lust mehr.«
»Wolltet ihr die Welt sehen?«
»So ungefähr.«
Robbys Blick begann zu wieseln. Er tastete die Körper der beiden Mädchen ab. »Ihr seid aber verdammt dünn angezogen. Dabei kann man sich leicht den Tod holen.«
»Es war eben ein spontaner Entschluß.« Diana lächelte den anderen an, während sich ihre Freundin mehr zurückhielt. Gloria Gibson paßte es nicht, daß sich die beiden so lange unterhielten. Sie wollte weg, denn sie dachte an die Häscher aus dem Club. Bestimmt war ihnen aufgefallen, daß zwei Mädchen fehlten, und sie würden alles daransetzen, um sie zu finden. Gloria kannte die harten Gesetze, und wie wußte auch von den grausamen Strafen, die man für solche Fälle parat hielt.
»Wollen Sie nicht fahren?« fragte sie deshalb. »Ich glaube, wir sind so etwas wie ein Verkehrshindernis.«
»Ja, da haben Sie recht.« Der Mann drehte sich wieder um und gab Gas. Ein wenig zuviel des Guten, denn der Mercedes ruckte zweimal. Wahrscheinlich hatte Robby die Nähe der beiden jungen Mädchen hervös gemacht.
Aufatmend lehnten sich Gloria und Diana zurück. Sie schauten sich an. Beide lächelten erleichtert, als hätten sie sich abgesprochen.
Das also war geschafft.
Für sie die erste Teilstrecke auf dem langen Weg in ein neues Leben. So jedenfalls dachten sie.
Robby fuhr nicht sehr schnell. Vielleicht wollte er die Fahrt genießen. Sie mußten ein Stück zurück und dicht am Club vorbei.
Von der eigentlichen Hauptstraße zweigte ein Stichweg ab, der direkt vor dem Gebäude endete.
Als sie diese Einmündung erreichten, duckten sich die beiden Mädchen und kamen erst wieder hoch, als sie die unmittelbare Nähe des Clubs hinter sich gelassen hatten.
Das war gutgegangen.

Der Mercedes legte sich in eine Rechtskurve. An deren Ende begann die Auffahrt zur Brücke, die ihr gewaltiges Gerüst über die dunkelgrauen Fluten der Themse spannte.

Gegenverkehr gab es nicht. Eine Kurve wurde noch enger, die Fliehkraft preßte die beiden Mädchen gegeneinander, dann hatten sie die Gerade erreicht, die in die breite Chelsea Bridge Road einmündete. Nicht weit entfernt lag ein gewaltiger dunkler Komplex.

Es war das Royal Hospital, in dem auch die Veteranen der Armee wohnten. Nur wenige Fenster waren erleuchtet. Das Licht kam beiden Mädchen so unendlich weit entfernt vor.

Bevor sie in die Straße einbiegen konnten, mußte Robby zwei Motorradfahrer vorbeilassen. Sie rauschten heran wie Raketen. Ihre Scheinwerfer schienen in den Spiegeln des Wagens zu explodieren, der Motorenlärm begleitete die Maschinen als Echo, dann huschten sie vorbei. Die Fahrer waren nicht zu erkennen, weil sie so flach auf ihren Feuerstühlen lagen.

»Jetzt klappt es gleich«, versprach Robby und schaltete gleichzeitig das Radio ein.

Popmusik drang aus den Lautsprechern. Robby gab sich locker und gelöst. Die beiden Mädchen dachten anders. Obwohl sie in relativer Sicherheit saßen, dachten sie noch immer an die Häscher des Clubs und drehten sich öfter um als gewöhnlich.

Die Straße hinter ihnen lag leer. Nur in der Ferne waren zwei Lichter dicht über dem Belag zu erkennen.

Robby fuhr wieder an und beschleunigte, so daß die Brücke rasch näherkam. Auch der Wagen hinter ihnen holte auf.

Beide Mädchen hatten sich gedreht. Diana fühlte Glorias Hand auf der ihren. Die Fläche war kalt.

»Sind Sie das?« flüsterte Diana.

»Ich weiß nicht.«

»Du kannst doch an den Scheinwerfern erkennen…«

»Das ist auf jeden Fall ein Sportwagen.« Diese Worte fielen in einer Musikpause.

»Habt ihr was?« fragte Robby von vorn.

»Nein, nein, fahren Sie bitte weiter«, antwortete Gloria schnell.

»Wir haben uns nur gefragt, wie wir Ihnen danken können, wo Sie doch so viel für uns getan haben.«

Robbys Lachen klang schmierig. »Das wüßte ich schon, meine Lieben. Ich habe euch doch von dem kleinen, schicken Hotel erzählt.«

»Ja…«

»Wir werden uns zu dritt ein Zimmer nehmen. Ich kenne den Besitzer, der macht das gern.«

»Und dann?« fragte Diana.

»Möchte ich mich von euch verwöhnen lassen. Wir lassen

Champagner kommen und feiern. Okay?«

»Einverstanden!«

Gloria hatte nichts gesagt, nur nach hinten geschaut. Die Lichter waren nähergekommen, und es sah ganz so aus, als wollte der andere Wagen überholen, denn er schwenkte bereits auf die rechte Seite.

Verzweifelt bemühte sich Gloria, den Autotyp zu erkennen, es war ihr in der Dunkelheit nicht möglich, zudem blendeten die Scheinwerfer.

»Jetzt sind wir gleich auf der Brücke«, sagte Diana.

Aus den beiden Boxen drang die Stimme von Rod Stewart. Die mochte Robby wohl nicht, denn er drehte leiser, so daß man sich trotz des Gesangs unterhalten konnte.

Jetzt waren sie auf der Brücke.

Gloria warf einen schnellen Blick aus dem Fenster. Sie sah bereits das Gestänge vorbeihuschen. Die großen Träger wirkten dabei wie bedrohliche Schatten.

Regelrecht bedrohlich war auch der andere Wagen, der sich fast schon auf gleicher Höhe mit dem Mercedes befand. Seine Lichter blendeten so stark, daß Gloria nicht ausmachen konnte, wer im Innern des Fahrzeugs saß. Sie konnte nur mehr raten und glaubte, die Umrisse mehrerer Insassen zu erkennen.

Er fuhr vorbei.

Der schwere Rover schien einen Ruck zu bekommen und abheben zu wollen, so schnell wurde er plötzlich. Auf einmal waren von ihm nur mehr die Rücklichter zu sehen.

Beide Mädchen atmeten auf.

Diana lachte sogar. »Für einen Moment hatte ich gedacht, die meinen tatsächlich uns.«

Robby hatte die Worte vernommen. »Wieso?« fragte er, »ist man euch auf die Spur gekommen?«

»Nein, das nicht, aber…«

»Okay, ich will gar nichts wissen. Kommt ja nicht alle Tage vor, daß man mit der irren Begleitung fährt.« Er lachte wieder auf und fuhr schneller.

Das hielt er nicht lange durch. Alle drei hatten nicht auf den Rover geachtet. Sie rechneten überhaupt nicht mehr mit ihm. Plötzlich war er wieder da.

Der Wagen war unbeleuchtet. Erst im letzten Augenblick erkannten sie ihn und sahen auch, daß er schräg auf der Fahrbahn stand. Er versperrte sie so weit, daß es ihnen unmöglich war, daran vorbeizukommen, es sei denn, sie rollten auf die Gegenfahrbahn. Dafür war es zu spät. Auf der anderen Seite rollte ein großer Truck heran. Sein Dröhnen vernahmen sie selbst im Wagen, und die Brücke schien zu erzittern. Für einen Moment wurden sie auch von den

Scheinwerfern des Trucks gestreift, so daß die gleißende Lichtfülle das Innere des Mercedes ausfüllte.

Robby begann zu schimpfen. Die beiden Mädchen sagten nichts.

Sie schwiegen vor Angst, denn sie wußten genau, was die schrägstehende Haltung des Rover zu bedeuten hatte.

Der Truck donnerte vorbei.

Noch einmal vibrierten die Gegenstände in der unmittelbaren Umgebung, dann war er verschwunden.

Der Rover blieb.

Robby ahnte nichts von dem, was die Mädchen wußten. Er fuhr auch nicht an dem Wagen auf der Gegenfahrbahn vorbei, sondern begann zu schimpfen, hob die Arme und schlug auf das Lenkrad.

»Scheiße«, regte er sich auf. »Wenn die schon einen Motorschaden haben, brauchen sie sich nicht mitten auf die Straße zu stellen. Warum fahren die denn nicht an den Rand, zum Henker?«

»Ich glaube, wir steigen aus!« sagte Diana.

»Wieso?« Robby drehte sich um.

Die Mädchen hatten keinen Blick für ihn, sie beobachteten den Rover, dessen vier Türen aufschwangen und Gestalten entließen, die den Mädchen Angst einjagten.

Diana konnte ihren Mund nicht halten. Sie saß im Fond wie eine Puppe, die Augen hielt sie weit offen, das Gesicht war bleich und von einer Gänsehaut bedeckt.

»Die Toten!« flüsterte sie, »die Toten kommen, um uns zu holen.«

Sie atmete tief ein. »Es sind die Toten! Verdammt, es sind die Toten!« schrie sie gellend. »Die Toten!«

Robby schüttelte den Kopf. »Bist du völlig wahnsinnig?« fuhr er Diana an. »Was redest du denn da?«

Diana ließ sich nicht beirren. »Die Toten…!« kreischte sie und schüttelte ihren Kopf.

»Reiß dich zusammen!« Endlich griff Gloria ein. Für sie war der Wagen plötzlich zu einer Hölle geworden. Sie wollte es nicht akzeptieren, daß ihre Freundin durchdrehte, deshalb hob sie den Arm, holte kurz aus und schlug Diana ins Gesicht.

Der Schlag warf deren Kopf zurück gegen das Polster. Auf der Wange brannte ein roter Flecken, aber Diana ließ sich nicht beruhigen. Sie schrie nicht mehr. Ihre Stimme war nur noch als ersticktes Flüstern zu vernehmen. »Die Toten«, würgte sie hervor.

Robby war es leid. Er griff nach hinten und bekam Gloria zu fassen. »Verdammt noch mal, welche Toten sind das? Die Toten liegen in den Gräbern. Sie können nicht kommen!«

Gloria gab keine Antwort. Statt dessen deutete sie nach vorn. Aus dem Wagen stiegen vier Personen. Frauen, so wie sie. Kolleginnen, die einmal zu ihnen gehört hatten, nun verändert waren und lange,

blutigrote Gewänder trugen, die um ihre Körper flatterten, wobei auf der Vorderseite jeweils ein L zu sehen war.

»Das sind die Toten!«

»Die?« Robby lachte kieksend. »Das ist doch ein Witz, wenn auch ein verdammt schlechter. Tot sehen die mir nicht gerade aus. Die leben, verflucht…«

»Nein, sie…«

»Redet keinen Unsinn.« Bei dieser Antwort klang seine Stimme schon längst nicht mehr so sicher, denn er sah, daß die vier Frauengestalten auf seinen Wagen zukamen.

»Fahr weg!« schrie Gloria. »Los, hau ab! Noch haben wir eine Chance!«

»Okay.« Auch Robby war es mittlerweile unheimlich geworden.

Die vier hatten eine Reihe gebildet und nahmen jetzt die Breite der Kühlerschnauze ein.

Dort standen sie wie eine Wand.

Noch lief der Motor. Robby brauchte nur einen Gang einzulegen, Gas zu geben, und…

Der Motor verstummte.

Die drei vernahmen dies. Für die Länge einer Sekunde herrschte eine trügerische Ruhe im Wagen. Keiner wagte mehr, etwas zu Sagen, sie saßen da und warteten ab.

»Weshalb fährt die verfluchte Karre nicht?« schrie Robby. »Der Motor kann doch nicht einfach streiken.«

»Magie!« hauchte Gloria, »Magie…«

»Was hast du gesagt?«

»Nichts, Robby, gar nichts. Schließe mit deinem Leben ab. Sie werden dich fertigmachen…«

»Und ihr?«

»Auch uns töten sie.«

Gloria hatte die Worte gesprochen. Diana saß stumm daneben. Sie schaute nach rechts und links. Verzweifelt suchte sie nach einem Ausweg aus der Misere.

Blieb ihnen noch eine Chance?

Nein, so gut wie keine, denn die ersten zwei Gestalten tauchten zu beiden Seiten des Mercedes auf, da sie sich getrennt hatten. Sie bückten sich und streckten die Arme aus.

Die Gesichter befanden sich dicht vor den Scheiben. Deshalb konnten die beiden Mädchen sie auch so gut erkennen.

Hatten sie sich verändert?

Beim ersten Hinsehen kaum, nur war ihre Haut eine andere geworden. Viel dunkler, einen Stich ins Braune hatte sie bekommen und gleichzeitig einen rötlichen Schimmer.

Robby drehte fast durch. Er bemühte sich, den Zündschlüssel

herumzudrehen, um den Motor starten zu können. Seine Mütze saß schräg. Sie war ihm fast vom Kopf gerutscht. Mit der linken Hand hielt er den Schlüssel fest. Dabei fluchte er und schlug mit der freien Rechten auf das Lenkrad.

Für Diana und Gloria gab es kein Entkommen mehr. Die anderen standen zu dicht am Wagen.

Und sie streckten die Arme aus.

Dies geschah nicht schnell, beinahe provozierend langsam, und als sie die Griffe berührten, sprangen die Stifte der Innenverriegelung schlagartig in die Höhe.

Der Weg war für die lebenden Toten frei!

Diana sprach noch immer von den Toten, die sie holen würden, hatte ihre Arme ausgestreckt und hielt sich an Gloria fest, die ihre Nerven besser unter Kontrolle bekam und die Tür am Innengriff gepackt hielt. Sie übte damit einen Gegendruck aus. Zu leicht wollte sie es den anderen nicht machen.

Und dann durchzuckte ihren Kopf die plötzliche Idee wie ein Blitzstrahl. So schwer es ihr fiel, sie wollte nicht aufgeben. Irgendwo mußte es eine Chance geben.

Zu ihrer Freundin gewandt sagte sie: »Gib acht, Diana. Ich werde es versuchen. Ich komme frei…«

»Wie denn?«

»Richte dich nur nach mir. Halte dich an mir fest, dann werden wir es packen!«

»Okay!«

Bisher hatte Gloria die Tür von innen her festgehalten und sich auch gegen den anderen Druck stemmen können. Nun reagierte sie genau umgekehrt. Sie rammte die Tür auf.

Die beiden Gestalten, die dicht dahinter gestanden hatten, wurden von der Aktion überrascht. Sie bekamen die schwere Tür voll mit, ließen den Griff los, kippten nach hinten, hoben ihre Arme in die Höhe, schlenkerten sie und krachten auf den Rücken.

Der Weg war für einen Moment frei.

»Aus dem Wagen!« schrie Gloria Gibson und warf sich nach vorn…

***

Ich hatte die Formel gesprochen, ich hatte die Kräfte des Lichts erwecken wollen, die in dem Kreuz steckten, es passierte nichts.

Das Kreuz zeigte keine Reaktion!

Es erwärmte sich nicht einmal. Für mich ein Beweis, daß die andere Magie, die in ihm steckte, nicht mehr zum Tragen kam. Lilith war stärker gewesen.

Meine Hand sank nach unten. Dies geschah in einem Zeitlupentempo, und ich fühlte in mir eine Depression, die schon unbeschreiblich war.

Da kam ich nicht mehr mit.
Suko kam näher. Ich hörte ihn atmen. Irgendwie war es ein gequält klingendes Geräusch. Suko fühlte mit mir. Er konnte sich gut vorstellen, wie es in meinem Innern aussah, und ich war einfach nicht in der Lage, ein Wort zu sprechen.
Für mich waren die schlimmsten Alpträume und Vorstellungen wahr geworden. Anders konnte ich das nicht bezeichnen. Wie oft hatte ich darüber nachgedacht, was wohl passieren würde, wenn mein Kreuz nicht mehr die Kraft besaß, die ihm zustand.
Gut, bei fremden Mythologien hatte es manchmal seine Schwäche gezeigt. Das war normal, denn in den langen Zeiten seit Erschaffung des Kreuzes hatte es zahlreiche Veränderungen gegeben. Da waren neue Religionen und Mythologien entstanden, aber das Prinzip war geblieben.
Gut gegen Böse!
Und bisher hatte immer das Gute gesiegt!
Bis zu diesem Augenblick.
Eine neue Person war erschienen und hatte die Macht über mein Kreuz bekommen.
Lilith degradierte mich, den Sohn des Lichts, zu einem inaktiven Statisten. Diese Erkenntnis war sehr bitter für mich, und ich war wieder nahe daran, das Kreuz einfach fortzuschleudern.
Das mußte auch Suko bemerkt haben. Er schüttelte den Kopf und sagte: »Laß es bitte, John!«
»Hat es Sinn, das Kreuz noch länger zu behalten?«
»Ja, es hat Sinn. Es wird sich vielleicht etwas ändern. Du darfst jetzt nicht aufgeben.« Er war bei den Worten nahe an mich herangetreten und hatte seine Hände auf meine Schultern gelegt.
Ich lächelte. Es war nur mehr ein kurzes Zucken der Lippen, aber es beruhigte meinen Freund. »Ist schon gut, Suko. Irgendwie muß ich mich daran gewöhnen, die Kraft des Kreuzes nicht mehr spüren zu können. Erst der Dolch, jetzt das Kreuz – was bleibt mir eigentlich noch?«
»Beretta und Bumerang.«
Ich winkte ab. »Das kannst du beides vergessen, mein Lieber. Nein, daran will ich einfach nicht glauben. Ich gebe zu, daß beide Waffen stark sind, aber kann ich damit all unsere Feinde besiegen oder sie zurückschlagen?«
»Kaum.«
»Da siehst du es.«
»Du hast nur etwas in deiner Rechnung vergessen«, machte mir Suko klar. »Nämlich mich. Vergiß nicht, daß ich an deiner Seite stehe. Mir hat man die Waffen nicht genommen. Welche möchtest du haben, John? Die Peitsche, den Stab?«

»Keines von beiden.«
»Weshalb nicht?«
»Nein, Suko. Daß das Kreuz nicht mehr funktioniert, ist allein mein Problem. Wir wollen so bleiben wie immer. Du sollst deine Waffen behalten, ich behalte den Rest der meinen…«
»Wie du willst.«
Ich schaute mich nicht einmal um. Kahl waren die Wände. Auch feucht und ich hatte das Gefühl, als würden sie mich verhöhnen, weil ich plötzlich so chancenlos geworden war.
Konnte man das wirklich als chancenlos bezeichnen?
So recht wollte ich daran nicht glauben, trotz meiner miesen Stimmung, und als Suko den Vorschlag machte, das Haus zu verlassen, war ich einverstanden.
»Wo sollen wir hinfahren?«
Mein Freund lachte. »John, man hat dir zwar die Waffen genommen, das Hirn hast du doch behalten. Denk mal darüber nach, was wir auf dem Dach gefunden haben.«
»Du meinst die Kleidung und die Karte mit der komischen Clubaufschrift.«
»Genau die.«
Ich schlug gegen meine Stirn. »Natürlich. Club International. Den werden wir uns ansehen.«
Nach diesen Worten setzte ich mich in Bewegung und verließ die Wohnung. Der Flur war leer und kalt, zudem zugig, so daß ich das Gefühl bekam, von zahlreichen Geistern umtanzt zu werden, als der kühle Wind über meine Haut strich.
Wir schritten die Treppe nach unten. In meinem Kopf wirbelten die Gedanken. Ich wurde mit der Tatsache nicht fertig, das Kreuz verloren zu haben. Zwar trug ich es noch in der Hand, ich schaute es mir auch an - und blieb mitten auf der Treppe stehen.
Suko, der einige Schritte hinter mir ging, verhielt ebenfalls seinen Schritt. »Was ist denn los?«
Ich drehte mich langsam um und hielt meinem Freund das Kreuz so entgegen, daß er es anschauen konnte. »Fällt dir etwas auf?« fragte ich mit kratziger Stimme.
Er mußte sehr genau hinschauen, um es genau sehen zu können.
Zur Sicherheit schaltete er seine Lampe an und richtete den Strahl auf das Kreuz.
»Na, fällt dir etwas auf?«
Jetzt nickte er. »Die Zeichen der Erzengel, nicht wahr?«
»Genau, Suko. Die vier Zeichen sind verschwunden. Einfach nicht mehr da, verdammt.«
»Und seit wann?«
Ich hob die Schultern. Allmählich wurde ich mir über die Tragweite

dieses Vorgangs klar. Meine unheimliche Gegnerin hatte ihre starke Magie aus dem Verborgenen heraus gegen das Kreuz geschickt und es geschafft, auch die letzten urchristlichen Symbole verschwinden zu lassen. Was sich auf dem Kreuz noch befand, waren die Symbole und Abwehrzeichen der fremden Magien, wie zum Beispiel das Allsehende Auge, die heilige Silbe der Inder oder das Henkelkreuz. Auch die beiden Buchstaben Alpha und Omega waren noch zu sehen, aber das andere fehlte.

Nach wie vor auch die beiden ineinanderverschachtelten Dreiecke mit den eingekreisten Symbolen.

»Es wird immer wertloser«, sagte ich leise und hob dabei die Schultern. »Da kann man nichts machen.«

»Vielleicht finden wir einen Weg, John.«

»Und welchen?«

»Sei nicht so voreilig. Wir haben eine kleine Spur. Denk an den Club. Er muß irgendwie mit Lilith oder deren Magie in Verbindung stehen. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen.«

»Ich hoffe, daß wir ihn schnell finden. Den Namen habe ich noch nicht gehört.«

»Ich auch nicht.«

Unbehelligt konnten wir das Haus verlassen. Draußen stand mein Bentley noch immer so, daß die Kühlerschnauze den Sandhügel berührte. Ein wahres »Meisterwerk« fahrerischen Könnens.

Ich schloß auf, nahm den Telefonhörer und ließ mich mit unserer Info-Abteilung verbinden. Die Leute dort sollten herausfinden, wo wir den Club International fanden.

Sie ließen mich warten.

Nach zwei Minuten hatte ich die Antwort. Der Club lag in Chelsea, nicht weit von der Chelsea Bridge entfernt. Polizeilich aufgefallen war er noch nicht. Das Haus wurde als Restaurant geführt.

Dahinter konnte sich natürlich alles mögliche verbergen, und bestimmt bekam man dort auch etwas zu essen.

Ich bedankte mich bei den Kollegen und hängte ein. Suko erinnerte mich daran, der Mordkommission Bescheid zu geben. An den Toten im Keller hatte ich gar nicht mehr gedacht. Ich rief noch einmal an und bat die Kollegen her zu kommen.

Wir wollten allerdings nicht länger warten, so beschrieb ich ihnen den Weg in den Keller.

»Weiß Sir James Bescheid?« wurde ich noch gefragt.

»Nein. Ich habe ihn nicht erreichen können. Informieren Sie ihn, bitte!« Damit legte ich auf.

Mein Freund wunderte sich. »Du willst den Alten schmoren lassen?« fragte er.

»Ja.«

»Es ist deine Sache.«
»Soll ich ihn im Club oder zu Hause anrufen und ihm erklären, daß mein Kreuz nicht mehr reagiert?«
»Stimmt auch wieder. Vielleicht ist es besser so.« Suko schlug die Tür zu. »Komm, John, fahr los, oder soll ich das Steuer übernehmen?«
»Traust du mir nicht mehr?«
»Das nicht, aber deine innere Verfassung ist nicht die beste, wie du selbst weißt.«
Ich schüttelte den Kopf, drehte den Zündschlüssel, hörte das ruhige Summen des Motors und setzte zurück. Sand rieselte noch von der Kühlerhaube zu Boden. Ich umrundete den Hügel und ließ die Baustelle hinter uns zurück. Sie würde ein Meilenstein in meiner Laufbahn als Geisterjäger bleiben, denn in diesem halbfertigen Gebäude waren meine Grenzen aufgezeigt worden…

***

Gloria Gibson hatte die Tür heftig aufgerammt, und den beiden Toten keine Chance gelassen. Das Mädchen hätte vor Freude schreien können, als es sah, wie die lebenden Leichen zu Boden fielen und sich dort noch überschlugen.
Durch diese überraschende Aktion war es Gloria gelungen, einen Fluchtweg zu eröffnen.
Noch nie in ihrem Leben war sie so schnell aus einem Auto gekommen. Obwohl ihr die heiße Angst im Nacken saß, dachte sie auch an ihre Freundin Diana, die schließlich auf ihr Anraten hin die Flucht mitgemacht hatte. Diana war nicht so schnell. Sie hatte Mühe, sich aus dem Fahrzeug zu drehen, vielleicht auch deshalb, weil sie erst noch die Angst überwinden mußte. Sie saß für einen Moment wie festgeklebt auf der seitlichen Sitzkante und wollte sich nicht rühren.
Gloria war es leid. Noch einmal machte sie einen Versuch. Sie packte Diana sogar an den Haaren und riß sie in die Höhe. Diese Radikalkur half. Diana schrie, wurde wieder in die Wirklichkeit geschleudert und schaute zu, wie Gloria die Hand öffnete und ein Haarbüschel nach unten fiel.
»Wir müssen weg!«
Gloria hatte den Satz geschrien. Für einen Moment schaute Diana sie starr an. Ihre Pupillen schienen zu verglasen, dann endlich hatte sie begriffen und begann zu rennen.
Sie wurde sogar noch schneller als Gloria. Leider auch unachtsamer, denn sie mußte an den auf dem Boden liegenden Frauen vorbei, die ihre Arme hoben, die Finger dabei spreizten und versuchten, nach den Beinen der Flüchtenden zu greifen.
Sie schafften es.
Diana wurde im Lauf gestoppt, als sich Finger zwischen die sich

bewegenden Beine verhakten. Vielleicht hatte sie sogar Glück im Unglück, daß sie nicht zu Boden stürzte, dafür nach vorn fiel und gegen einen der mit Nietenköpfen bestückten Eisenträger prallte.

Das Mädchen spürte einen harten Schlag an der Stirn. Haut riß auf und hinterließ eine kleine Wunde, aus der ein dünner Blutfaden sickerte. Nichts Lebensgefährliches, zum Glück auch nichts, was Diana Neerland behindert hätte.

Die lebende Leiche war einfach zu langsam. Sie griff zwar noch nach, doch Diana zog im richtigen Augenblick den Fuß weg, so daß die Hand ins Leere faßte.

Gloria befand sich schon mit ihr auf gleicher Höhe. »Komm weiter!« brüllte sie und stoppte nicht ihren Lauf.

Diana hängte sich an ihre Leidensgenossin. Die Mädchen hatten instinktiv den richtigen Weg gewählt. Sie hielten sich nicht auf der breiten Fahrbahn, sondern huschten über den Gehsteig am Geländer der Brücke entlang. Wie es ihrem Fahrer Robby erging, war ihnen egal, sie interessierte nur ein Wagen, dieser dunkle Rover, der sich aus seiner schrägstehenden Haltung gelöst hatte und nun normal parkte.

Soeben schwang die Tür auf.

Obwohl die beiden Mädchen schnell an dem Fahrzeug vorbeiliefen, erkannte Gloria doch, wer es verließ.

Ein paar langer Beine schwangen hervor. Deshalb so gut sichtbar, weil der dünne Ledermantel in seiner unteren Hälfte nicht geschlossen war und aufklaffte.

Rote Strümpfe, Strapse, das nahm Gloria wahr, und sie sah auch das Gesicht mit dem lasziven Ausdruck darin.

Leila hatte gefahren!

Das Halbblut, das bei den Mädchen in Verdacht stand, auf der anderen Seite zu stehen.

Nun bekamen sie diesen Verdacht bestätigt. Ihre angebliche Kollegin arbeitete gegen sie.

Sogar das kalte und wissende Lächeln sah sie auf dem breitflächigen Gesicht, dann waren sie vorbei.

Gloria beschleunigte ihre Schritte und hatte die Freundin sehr bald eingeholt. Sie merkte, daß Diana nicht mehr lange durchhalten würde, denn ihr Lauf glich bereits einem sich mühevollen Voranbewegen. Dabei holte sie viel zu hastig Luft. Ein unregelmäßiges Atmen war nicht gerade vorteilhaft für die Kondition.

»Kannst du noch?«

Diana war nicht mehr in der Lage, eine Antwort zu geben. Sie stolperte zudem, fiel nach rechts, prallte gegen das Geländer und drehte sich dabei noch zur Seite, bevor sie weiterlief.

Es war beim besten Willen nicht mehr als Laufen zu bezeichnen.

Nur mehr ein Stolpern und Wanken. Es lag für Gloria auf der Hand,

daß Diana bald zusammenbrach.

Aber sie konnten nicht stehenbleiben, sie mußten weiter. Gloria hatte die lebenden Toten nicht vergessen und auch nicht das gefährliche Grinsen im Gesicht des Halbbluts Leila. Sie ahnte, daß dieses Weib noch einen Trumpf in der Hinterhand hielt.

Dennoch fühlte sich Gloria für ihre Freundin verantwortlich. Sie packte deren Arm, riß Diana näher zu sich heran und sorgte dafür, daß sie während ihres stolpernden Laufs an ihrer Seite blieb.

»Halte durch, Diana! Ich bitte dich, mach nur nicht schlapp! Wir müssen es schaffen. Wir brauchen nur die verfluchte Brücke hinter uns zu haben. Bleib auf den Beinen!«

Ob Diana nickte oder sich ihr Kopf nur mehr vor Erschöpfung bewegte, konnte Gloria nicht sagen. Auch sie merkte allmählich das Nachlassen der Kräfte. Es fiel ihr schwer, das Tempo zu halten. Die Beine nahmen an Gewicht zu, als hätten sie eine Füllung aus Schwermetall bekommen.

Der Mund stand offen. Sie saugte die kalte Luft ein, spürte das Kratzen im Hals, hustete und schaute mit weit aufgerissenen Augen sowie starrem Blick nach vorn.

Beide Mädchen bewegten sich auf dem Gehsteig entlang. Sie befanden sich zwischen dem Geländer und der Straße, doch die Anstrengung des Laufens übertrug sich ebenfalls auf ihr Wahrnehmungsvermögen. Sie konnten nicht mehr so konkret unterscheiden.

Das Gelände, die Fahrbahn, der Gehsteig – sie alle tanzten und bildeten ein Bild, das zudem von einer Seite auf die andere schwankte und manchmal von einer grellen Lichtexplosion zerrissen wurde, wenn auf der Gegenseite ein Wagen fuhr.

Dann wurden sie auch geblendet, sahen überhaupt nicht mehr, wo sie hinliefen, und beide wunderten sich, daß sie sich trotzdem noch auf den Beinen befanden.

Ein Schatten huschte an ihnen vorbei. Vielleicht nahm ihn Gloria wahr, Diana nicht mehr, die Erschöpfung hatte sie zu sehr gezeichnet. Daß sie überhaupt noch ihre Beine bewegte geschah nur mehr automatisch. Gesteuert wurde es nicht mehr.

Der Schatten war ein Wagen.

Ein Rover…

Hätte Gloria ihn erkannt, sie hätte geschrien oder wäre zurückgelaufen, so aber rannten sie weiter.

Jäh wurde ihr Vorwärtsdrang gestoppt. Diana hatte den bewußten Punkt erreicht, wo es ihr nicht mehr möglich war, sich auf den Beinen zu halten. Sie fiel, hielt sich trotzdem an ihrer Freundin fest, die diesen Druck nicht mehr ausgleichen konnte, weil sie selbst zu kraftlos war.

Ihr Lauf wurde gestoppt.
Gleichzeitig fiel Diana zu Boden. Unglücklicherweise streckte sie noch einen Arm aus, der in Wadenhöhe zwischen die Beine der laufenden Gloria geriet, so daß diese einfach nicht mehr konnte und zu Fall gebracht wurde.
Beide Mädchen landeten auf dem kalten Asphalt des Gehsteigs.
Gloria spürte, wie sie mit den Knie zuerst aufschlug. Sie rutschte ein Stück weiter, der Kleiderstoff zerriß an der Hüfte, und auf der Haut blieb eine breite Schramme zurück.
Auch ihre Freundin lag. Sie schluchzte und schrie in einem. Blut tropfte aus der Nase, dennoch waren die beiden Mädchen nicht lebensgefährlich verletzt.
Sie mußten weiter!
Auch Gloria taumelte, als sie sich bückte, nach Diana fassen wollte und ins Leere griff.
Sie hatte nur mehr Augen für die blonde Freundin. Nach vorn schaute sie nicht, sonst hätte sie gesehen, wie der Rover angehalten worden war, sich abermals die Türen öffneten und vier Gestalten entließ.
Leila hatte ihre Helferinnen aufgelesen.
Zwei knappe Handbewegungen reichten, und die vier lebenden Leichen setzten sich in Bewegung.
Kein anderes Fahrzeug befand sich momentan auf der Brücke. Sie lag nur mehr im Licht der vereinzelt brennenden Leuchten, und genau an der Stelle, wo sich die beiden flüchtenden Mädchen aufhielten, befand sich eine dunkle Insel zwischen den Lampen.
Sie war das Ziel der Untoten mit den langen Gewändern und dem aufgenähten L.
Wie Roboter schritten sie daher und ließen ihr Ziel nicht aus den Augen. Die beiden Mädchen bemerkten nichts. Diana hockte völlig erschöpft am Boden. Gloria stand über ihr. Durch Taten und Worte wollte sie ihr helfen, wieder auf die Füße zu kommen, doch Diana schüttelte nur den Kopf. »Ich kann nicht mehr…«
»Du mußt!« brüllte die andere. »Oder willst du so enden wie unsere Freundinnen?«
»Ist mir egal.«
Da wurde Gloria Gibson klar, daß Diana an einem Punkt angelangt war, wo es wirklich nicht mehr weiterging. Die Erschöpfte begann zu weinen und gleichzeitig zu sprechen. »Ich… ich will sterben. Ich kann nicht mehr. Es ist alles so schlimm …«
»Du wirst nicht sterben!«
»Doch, doch… die anderen sind …« Sie hob den Kopf, wollte Gloria anschauen und konnte nichts daran ändern, daß ihr Kopf wieder zur Seite sackte.

Durch ihre Einstellung brachte sie Gloria in eine gefährliche Zwickmühle. Was konnte sie noch tun? Wie konnte sie dem Mädchen überhaupt helfen? Nie mehr. Sie würde es nicht schaffen, es war einfach zu schlimm. Dieses Grauen war über sie gekommen wie ein gewaltiges Gewitter, unter dessen Folgen sie nun zu leiden hatten.

»Geh doch, Gloria, geh doch, bitte!« Es war mehr ein Weinen als Sprechen, und die Worte waren für Gloria nur zu verstehen, wenn sie genau hinhörte.

Sollte sie wirklich die Freundin dem Schicksal überlassen? Sie wußte, was geschah, wenn man sie zurückbrachte.

Da wartete das Feuer…

Gloria entschloß sich zu einer Verzweiflungstat. Sie achtete nicht auf die gestammelten und gekeuchten Worte der Freundin, sondern packte zu und riß sie in die Höhe.

Der Vergleich mit einem Mehlsack kam ihr unwillkürlich in den Sinn, als sie Diana festhielt. So schwer und auch haltlos lag sie in ihren Armen, wobei sie zwar noch mit den Füßen den Boden berührte, die Standfestigkeit jedoch gleich Null war. Wenn beide Mädchen weiterkommen wollten, mußte Gloria ihre Leidensgenossin tragen.

Und das tat sie.

Die Schuhe mit den hohen Absätzen schleiften über den Boden.

Sie hinterließen Spuren, und Gloria kam in den ersten Sekunden kaum mehr als zwei Yards voran.

Dann stoppte sie.

Sie hatte mit dem Schrecken gerechnet, sie hatte sich auch bewußt nicht umgedreht, weil sie nicht wissen wollte, wo sich die Gegnerinnen befanden, doch als sie plötzlich vor ihr auf dem Gehsteig erschienen, glaubte sie, eine Welt würde zusammenbrechen.

Jetzt saßen sie in der Falle!

Die vier standen wie eine Eins. Der Wind, der scharf über die Fahrbahn fuhr und in dem Gestänge hoch über den Köpfen der beiden Mädchen sein schauriges Lied sang, untermalte die Szenerie wie mit einer unheimlich klingenden Totenmelodie.

Begleitmusik für die Hölle.

Bisher hatte sich Gloria Gibson recht gut gehalten. Nun verlor auch sie den Lebensmut, besonders dann, als sich die vier lebenden Toten in Bewegung setzten.

Diana hatte der Augenblick der Ruhe gutgetan. Sie fand sich wieder zurecht, ihre Gedanken waren nicht mehr von der körperlichen Erschöpfung überlagert, und sie erkannte klar und sicher, welches Unheil sich vor ihr anbahnte.

»Da… da sind sie!« stotterte Diana.

Eine andere Stimme antwortete. Sie gehörte der gefährlichen Leila. »Ja, meine Liebe, da sind sie. Und sie werden euch holen, darauf

könnt ihr euch verlassen…«

***

Zum Glück hatten wir es nicht weit bis zur Chelsea Bridge. Es war die nächste Brücke themseabwärts, nur das Hinkommen gestaltete sich etwas schwierig, weil wir einen Bogen fahren mußten.

Wir rollten durch Pimlico und nahmen die Lupus Street. Darauf rollten wir ungefähr parallel zum Fluß.

Ich dachte während der Fahrt immer öfter an mein Kreuz.

Vielleicht übertrug es sich auch auf meinen Fahrstil, denn Suko gab Bemerkungen von sich, die ich von ihm nicht gewohnt war.

Über die Brücke brauchten wir nicht. Wir mußten nur in ihrer Nähe ab und zum Ufer der Themse hinunter. Dort sollte irgendwo der Club International liegen.

Auf den war ich gespannt.

An Churchill Gardes Estate rollten wir vorbei. Sahen hinter Bäumen Lichter schimmern und entdeckten auch das fallende Laub, das der Wind von den Ästen geblasen hatte und nun durch das Licht unserer Scheinwerfer taumelte, bevor es den Boden berührte.

Wir gerieten in eine Polizeikontrolle und konnten weiterfahren, nachdem die Beamten einen Blick auf unsere Ausweise geworfen hatten. Bis auf die am Ufer entlangführende Grosvanor Road fuhren wir nicht. Als die Brücke bereits in Sicht kam, bog ich in eine der kleinen Straßen ab, die zur Brückenauffahrt mündeten.

Häuser standen hier nicht mehr. Die Kreise der Straßen umrandeten zahlreiche Grasinseln. Manche waren mit wohlgestutztem Buschwerk bewachsen, andere mit Bäumen.

Suko hielt bereits erfolgreich Ausschau nach einem Schild.

CLUB INTERNATIONAL!

In roten Lettern geschrieben, glänzten die beiden Worte auf einer weißen Fläche.

»Wer sagt es denn«, meinte Suko. »Am besten ist es, wenn du rechts abfährst.«

Das tat ich auch, schaute erst nach links, sah dort nicht nur eine Straße, sondern weiter höher das Gestänge der Brücke und eine Gestalt, die von der Brücke her einen Abhang entlanglief, wobei sie wild mit den Armen ruderte. Freiwillig unternahm niemand einen solchen Spaziergang. Zudem noch mitten in der Nacht.

Da mußte etwas passiert sein.

Ich stoppte.

Auch Suko hatte den Mann gesehen. Er war früher aus dem Wagen als ich, überquerte die Straße und lief dem anderen entgegen, der den Abhang inzwischen hinter sich gelassen hatte.

Der Mann fiel meinem Freund fast in die Arme. Suko hielt ihn fest

und redete beruhigend auf ihn ein.

Leider konnte ich nicht verstehen, was er sagte, aber er brachte seinen Schützling zum Bentley, wo ich bereits ausgestiegen war und die beiden neben dem Wagen stehend erwartete.

Wir hatten nicht weit von einer Laterne entfernt gehalten. Ihr Licht traf nicht nur den Wagen, auch Suko und der Fremde wurden getroffen, so daß ich ihn genauer erkennen konnte.

Sein Gesicht zeigte Erschöpfung. Leider auch einen anderen Ausdruck, den ich mit dem Begriff Angst umschrieb. Der Mann löste sich aus Sukos stützendem Griff und hielt sich an der Oberkante der offenstehenden Beifahrertür fest.

Ich saß noch im Wagen, beugte meinen Oberkörper zur Seite und fragte: »Was ist passiert?«

»Genaues weiß ich auch nicht, John, aber unser Freund scheint eine sehr interessante Begegnung hinter sich zu haben.«

»Laß ihn in den Fond!«

Ich hatte schon die Tür geöffnet, Suko drückte den Mann in den Wagen, wo er sich schweratmend gegen die Rückenlehne preßte, sich den Schweiß aus der Stirn wischte und uns seinen Namen sagte.

»Er weiß übrigens, daß wir von Scotland Yard sind«, erklärte mir mein Freund.

Das war gut. Da der Mann nicht davongelaufen war, konnte er meiner Ansicht nach nichts Schlimmes auf dem Kerbholz haben. Ich bat ihn, uns zu berichten.

Er erzählte. Stockend, immer wieder durch heftige Atemzüge unterbrochen, aber er präsentierte uns eine Geschichte, die zwar unglaublich klang, von uns dennoch geglaubt wurde.

»Zwei Mädchen hatte ich nur mitgenommen, aber die mußten etwas auf dem Kerbholz gehabt haben.«

»Was genau, wissen Sie nicht?« fragte Suko.

»Sie hatten Angst vor den Gestalten. Und eine schrie immer. Die Toten leben oder so ähnlich.«

»Können Sie die Gestalten näher beschreiben?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung. Es ging so schnell. Wohl Frauen waren es mit langen Gewändern – und… und ein L.«

Ich war plötzlich elektrisiert. »Was haben Sie da von einem L gesagt?«

Er nickte heftig. »Das trugen die Weiber vorn auf der Brust.« Er wischte über sein Gesicht. »Ich bin dann abgehauen, als der andere Wagen abfuhr. Meiner steht noch auf der Brücke.«

»John, das ist es!«

Suko hätte mir die Worte erst gar nicht so sagen brauchen. So rasch es ging startete ich den Bentley und dampfte ab. Hinter mir hörte ich die protestierende Stimme unseres Fahrgastes, keiner von uns

kümmerte sich darum.

Mich scherte auch der schöne Rasen nicht, der zwischen den Fahrbahnen wuchs. Hier lag ein Notfall vor, ich wollte und mußte den kürzesten Weg zur Brücke nehmen.

Nicht einmal fünfzehn Sekunden später hatte ich die Auffahrt erreicht und gab Gas…

***

Gloria Gibson und Diana Neerland wußten harrgenau, daß es auch für sie keinen Sinn mehr hatte, wenn sie zurückliefen. Sie mußten auf dem Gehweg der Brücke bleiben und sich der schrecklichen Gefahr stellen, die sich ihnen unaufhaltsam näherte.

Die vier waren mordende Roboter. Wen sie einmal in den Klauen hatten, den ließen sie nicht los. Sie kannten kein Pardon, keine Gnade. Sie würden die beiden zurückschaffen und unter der Regie des furchtbaren Aldo und seiner Helferin Leila in die Feuerhölle stecken, wo sie zu Dienerinnen einer schrecklichen Dämonin gemacht wurden.

So sah die Strafe aus.

Diana stand näher am Geländer. Mit einer Hand hielt sie eine senkrecht stehende Stange fest, während sie langsam einen Schritt nach hinten tat. Dabei schüttelte sie den Kopf, sprach Worte, die sie nicht verstand und aus der Angst geboren wurden.

Die Gesichter der vier anderen Frauen zeigten nicht, was die Personen fühlten. Wahrscheinlich gar nichts, sie waren ja tot, das wußte Gloria jetzt genau. Vor einer Stunde hätte sie es noch als ein Gerücht eingestuft. Nun nicht mehr.

Im Club International ging Schreckliches vor. Unwahrscheinlich Grausames. Wer davon erfuhr und nicht zu den Eingeweihten gehörte, war seines Lebens nicht sicher.

Auf Griffweite waren sie heran.

Der Rover parkte hinter ihnen. Leila meldete sich wieder. Sie schien alles unter Kontrolle zu haben, denn sie sagte sehr laut und deutlich. »Gleich werden sie euch packen!«

Die untoten Geschöpfe gehorchten.

Ihre Krallenhände verhakten sich in den Kleidern der Mädchen.

Drangen durch den dünnen Stoff, so daß Diana und Gloria die spitzen Nägel wie kleine Messer auf der Haut spürten.

Die Schmerzen waren nicht stark. Sie reichten jedoch aus, um wenigstens Gloria aus der Starrheit ihrer Todesangst zu befreien.

Mit einem heftigen Ruck riß sie sich los. So stark, daß der Kleiderstoff riß und der Fetzen zwischen den Fingern der Untoten hängenblieb. Dann sprang Gloria zurück und befreite auch ihre Freundin, die sich angstvoll an sie klammerte.

Die lebenden Toten gingen weiter…

Irgendwo in der Ferne tutete ein Schiffshorn. Und das Geräusch, so schwach es auch nur zu vernehmen war, brachte Gloria Gibson auf eine völlig andere Idee.

Sie war wahnsinnig, und sie konnte nur im Kopf einer Verzweifelten geboren sein.

»Wir springen!«

Sie hatte die Worte zu Diana gesagt, war aber nicht verstanden worden, zudem mußten sie wieder zurück.

»Laß uns springen!« schrie sie jetzt.

Nun merkte Diana, wie ernst es der Freundin war. Zudem wollten die Untoten das Spiel nicht länger mitmachen. Sie bewegten sich schneller, und die Mädchen hatten Mühe, sich ihrer zu erwehren.

Diana konnte sich dabei kaum auf den Beinen halten, während Gloria einen Schuh auszog und mit dem spitzen Absatz zuschlug.

Sie traf sehr genau, stoppen konnte sie die Gegner nicht. Als sie sich umdrehte, stand Diana schon fast auf dem Geländer. Zwei Untote wollten sie packen und warfen sich vor.

Da setzte Gloria alles auf eine Karte. Ihr Rundschlag traf zwei Gesichter und fegte die Wesen zurück.

»Komm!«

Diesmal kreischte Diana.

Gloria ließ sich kein zweitesmal bitten. Das Wasser der Themse war eiskalt, die Oberfläche bretthart, sie würden einen Schock bekommen, wahrscheinlich von der Strömung abgetrieben und möglicherweise auch ertrinken. Immer noch besser, als in den Club zurückzukehren.

Vielleicht überlebten sie auch…

Das alles wirbelte im Kopf des Mädchens herum, als es sich daranmachte, auf das Geländer zu klettern.

Diana hatte den Handlauf mit einem Fuß schon erreicht. Er war ziemlich breit, sie konnte darauf stehen, und Gloria machte es ihr nach. Beide Mädchen vernahmen Leilas wütende Stimme.

»Verdammt, laßt sie nicht springen!«

Das war ihr Stichwort.

Zur gleichen Zeit stießen sich Diana und Gloria ab…

***

Keine der beiden wußte genau, wie lange es dauern würde, bis sie die Oberfläche des Flusses erreicht hatten. Diana hatte die Augen geschlossen, sie wollte einfach nichts sehen.

Gloria schaute nach unten.

Nur Sekunden hatte sie Zeit, dennoch kam ihr diese Spanne so unendlich lang vor. Sie nahm ihre Umgebung und das näherkommende, dunkle, schaumige, gurgelnde Wasser so intensiv wahr wie einen wilden Traum. Jede Einzelheit, die sie während des

Falls bemerkte, wurde ihr bewußt und prägte sich ein.

Das Wasser kam ihr wie ein schwarzes Meer oder ein gewaltiger Krater vor. Sie spürte den Wind, der über das Wasser fuhr, es peitschte und auch ihren Körper nicht ausließ, wie mit gierigen Händen an ihm zerrte und sie für einen Moment abtrieb.

Dabei drehte sich das Mädchen, das unterste wurde nach oben gekehrt, und als es wieder klar schauen konnte, sah sie abermals die tintige Fläche.

Sie schrie…

Der Wind riß ihr die Schreie von den Lippen, und sie wartete darauf, daß das eiskalte Wasser über ihr zusammenschlug.

Aus dem Nichts entstand das Netz.

Sie hatte nicht gesehen, wer es hielt, es schwebte über der Wasseroberfläche und wurde von einer Gestalt des Schreckens gehalten, die am Ufer stand und das Netz so zielsicher geworfen hatte wie ein Cowboy sein Lasso.

Aus dem Maul der Gestalt drang ein häßliches Lachen, und mit wahrer Stentorstimme brüllte der andere über das Wasser hinweg.

»Ihr entkommt mir nicht! Die Hölle ist stärker.«

Gloria Gibson erkannte die Gestalt in dem Augenblick, als sie neben ihrer Freundin ins Netz fiel.

Es war der Teufel!

ENDE des ersten Teils